Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und

Heimatschutz

Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde

Band: 1 (1884)

Artikel: Die Erwerbsverhältnisse des jurassischen Berneraargaus in der zweiten

Hälfte des vorigen Jahrhunderts

Autor: Keller, J.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-747476

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Erwerbsverhältnisse des jurassischen Berneraargaus in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

er gegenwärtige Kanton Aargau gehört zu den jüngeren Staatensgebilden der Schweiz. Er ist ein Produkt der Politik, und bis auf die neueste Zeit herab macht diese Genesis sich fühlbar. Seine natürlichen Berhältnisse sind aber, genauer besehen, so beschaffen, daß man getrost voraussetzen dark, sie werden allfällige Mißgriffe von Staatsmännern bei der Kreirung eines allerdings noch nicht sicheren einheitlichen Bewußtseinsssogut wie die hergebrachten schlimmen Folgen konfessioneller Differenzen irgendwie paralysiren. Ueber drei Bierteile des Kantons tragen den Namen Aargau wegen ihrer Lage, und die Landschaft, welche ihre Gewässer erst im Rhein mit denen der Aare vermischt, ist von Alters her durch ungesuchte Kommunikationswege genau mit dem übrigen Staatsganzen verbunden.

Das Territorium, welches uns hier beschäftigt, gehört, wie der ganze Kanton, dem Nare- und Rheingebiet an. Seine begriffliche Einheit vers dankt es dem Jura, der es durchzieht oder bildet; das Gefühl der poslitischen Zusammengehörigkeit ist bei den Bewohnern weder in den Tagen der Bernerherrschaft noch seither größer gewesen als jenes, welches durch dieselbe Bodenbeschaffenheit erzeugt wird.

Jest gehören Densburen, Ufp und die gange ehemalige Umtei Biberftein zum Begirf Aarau, alles übrige, mas im Unteraargau links von der Mare ehebem an Bern pflichtig war, jum Bezirk Brugg. Die Belvetik hatte, wie ich gütigst zur Berfügung gestellten Ercerpten des Herrn 3. Reller=Franke entnehme, das Territorium anders vertheilt: im Jahre 1798 maren fammtliche Dorfer bes Schingnacherthals bis gur "weißen Trotten in der Au" dem Diftrift Aarau zugewiesen; was öftlich von der Linie Birrenlauf-Linn liegt, sollte den städtischen Mittelpunkt in Die fünf reformirten Begirke hatten damals an Gin= Brugg suchen. wohnern: Aaran Brugg Rulm Lenzburg Bofingen

13,045 9,556 14,338 12,243 10,587 (1880: 19,952 17,198 19,827 18,706 27,359).

Als zur Zeit des Konzils von Konstanz der deutsche Kaiser Sigissmund die Eidgenossen mehrfach aufforderte, gegen den mit der Reichsacht belegten Friedrich von Oesterreich, den damaligen Besitzer des Aargaus, zu Felde zu ziehen, brachten die Berner zuerst es über das Gewissen, den Frieden von 1412 zu brechen und "dem heiligen concilio vnd dem röms

fchen riche ze dienen und gehorsam ze sin". Bor Mitte April 1415 favitulirte Rofingen, vor Schluß bereits Brugg. Ueber die Aare hinaus kamen die Berner diesmal nicht. Vom Suden her waren mittlerweile die Luzerner erobernd vorgedrungen und hatten Surfee, darauf das Land nördlich von dieser Stadt zu ihren Handen genommen: was in jener Gegend heute noch zu Luzern gehört, wurde damals gewonnen; nördlicher Grenznachbar war fortan Bern. Für Bern bildeten in der nächsten Folgezeit gegen Often hin die Reuß von ihrer Mündung in die Aare und von Birrhard weg die Freienämter die Grenze. Mit den damals gemachten Eroberungen gab fich freilich die länderbegierige Zähringerstadt feineswegs zufrieden; ihr Blick schweifte, da doch gegen Lugern und den Often bin Halt geboten mar, über die Mare hinaus nach Norden. Diese Juralandschaften konnten zwar, was die Ertragsfähigkeit des Bodens und die Lindigkeit der Bevölkerung anbetraf, mit denen am rechten Aarufer in teiner Weise sich messen; aber die öfterreichische Nachbarschaft erschien gefährlich, ichon wegen ber wichtigen Bergpäffe. Zuerft fette bann ber Bar seinen Tug in das Schingnacherthal und auf die Söhen des Bötzbergs. Der Hauptbestand jener Gegend hatte 1415 lebenweise einem Edlen von Fridingen gehört und war später in den Gigenbesitz Thurings von Marburg übergegangen. Bon diesem fam das ichenkenberger Territorium an Marquard von Baldegg, welcher in der Folge seiner feindseligen Befinnungen gegen das ihm verburgrechtete Bern im Bereine mit seinem Bruder Hans und dessen Tochtermann, dem Mordbrenner Thomas von Falkenstein, bei dem Ueberfall von Brugg Ausdruck verschaffte (1444). Als er 1460 bei der Belagerung Winterthurs neuerdings auf österreichischer Seite ftritt, überzogen die Berner fraft des Fehderechtes die Berrschaft Schenkenberg und ließen fich von den Bewohnern derfelben huldigen.

Bwei und vierzig Jahre barauf that Bern ben erften Schritt über ben Jura hinaus, indem es von Heinrich von Hasenfurt die beiden Ortschaften Densbüren und Afp sammt dem Schloß Urgit fäuflich an fich brachte (1502). Die Densbürer besagen damals noch fein eigenes Gotteshaus, sondern waren nach dem althabsburgischen Elfingen hinüber pfarrgenössig, welche Kirchgemeinde damals einem Edlen von Rothberg als Eigenthum zustand. Freilich nicht mehr lange: bereits 1514 gehorchten die drei Dörfer "unter dem Berg," wie Densburen und Afp, dem bernischen Landvogt zu Schenkenberg.

Südlich von dem Benten und der Staffelegg befagen die Johanniter alles Land zwischen den Jurahöhen und der Mare von der Solothurnergrenze bis nach Auenstein hinunter. Bier Jahre nach dem zweiten Landsfrieden von Kappel trat Johannes von Hattstein, der Comthur von **Biberstein**, so ungern dies die katholischen Orte auch sehen mochten, sein Ordenssgebiet, die beiden Pfarrgemeinden Kirchberg und Erlinsbach, um 3380 Goldsgulden an Bern ab (1535); es war schon einige Jahre früher zum Prostestantismus dieser Stadt übergetreten. So strömte die Aare denn zwischen Leuggern und Aarburg bereits an zwei Stellen, zwischen Aarau und Rupperswyl das erste, in der Gegend von Brugg das andere Mal, durch unmittelbares Gebiet der Stadt Bern.

Auenstein nämlich gehörte weder zu Biberstein noch zu Schenkensberg, sondern zu Kasteln, welche seit dem Anfang des XVII. Jahrhunderts im Besitz einer Linie des Hauses Erlach stand. Im Ansang des Jahres 1732 erwarb Bern den verhältnißmäßig unbedeutenden Landstrich um 90,000 Thaler. 1720 war auch das Schloß Wildenstein durch Kauf bernisch geworden: da residirte fortan der Amtmann von Schenkenberg. Eine größere Ausdehnung hat Berns Herrschaft im untern Aargan nords wärts der Aare nicht erhalten.

Wartmanns ichoner Atlas, welcher die Entwickelung des ichweizerischen Handels und Gewerbes seit beiläufig hundert Jahren vermittelst Uebersichtskarten graphisch darftellt, gibt auf dem ersten, die letten Dezennien der dreizehnörtigen Gidgenoffenschaft umfaffenden Blatt eine, wie es nicht anders zu erwarten steht, nur summarische Ansicht von dem kommerziellen und induftriellen Bestand des gegenwärtigen Kantons Aargau. Das Frickthal, die Grafschaft Baden und das ganze bernische Territorium links an der Aare von der Beiffluh bis an die Nordabhänge des Beigbergs geben daselbst leer aus; die freien Aemter weisen, zumal in dem unteren und mittleren Theil, Baumwollenspinnerei auf (die ihrerseits nach Zürich hinüberdeutet), daneben, in der Gegend von Wohlen, bereits Strohflechterei. Weit bunter ift der Anblick, welchen das übrige ehedem zu Bern "dienende" Stud des Kantons gewährt: Baumwolleninduftrie am rechten Marufer von der Wigger bis zur Mündung der Reuß, Fabrikation von roherem und ftarferem Gewebe in den Thalgelanden der Suhren, der Wynen, der Aa, sowie in der Uferlandschaft an der Mare, Bereitung farbiger Tücher beffelben Stoffes im öftlichen Theile des Bezirts Zofingen, mehrere Inbiennedruckereien in Bofingen, Aarau, dem unteren Stude bes Begirks Lenzburg, auch eine zu Windisch; Seidenfabrikation in Aarau; Arbeit in Leinen wird angemerkt für die Landvogtei in Aarburg und im unmittel= baren Aarethal bis hinunter nach Rupperswyl und Lenzburg.

Bergleicht man mit der hier verzeichneten Thätigkeit in Handel und Gewerbe den übrigen Theil des damaligen alten Rantons Bern, so fällt sofort ein fehr merklicher Unterschied in die Augen. Die Strecke zwischen bem Emmenthal und ber Murg befagt fich, laut Wartmanns Rarte, welche bier wie an fo vielen Orten nur die Sauptbeschäftigung angibt, etwa mit Leinenindustrie, die Leute im Kanderthale verlegen sich ab und zu auf Cotonne, das übrige Bern bis an die Ufer des Lemans hinein ist ein ausgesprochener Agrarstaat. Der schenkenberger Landvogt Niklaus Emanuel Ticharner fprach, man fieht es, als echter Berner, ba er feinem Freund Raak Relin gegenüber trocken und nicht sonderlich im Tone des Bedauerns erklärte: "Das Genie unserer Regierung fteht dem der Manufaktur und Handlung entgegen, fie find mehr geduldet als begünstigt." Der alte Bernerbauer hatte seiner Obrigkeit wegen ihrer treuen Obsorge für die Landwirthschaft außerordentlich viel zu danken und fühlte sich unter ihrer schützenden Pflege, was auch Gegentheiliges gesagt worden ift, wohl und glücklich. Der genannte Ticharner, fein in der Schweizergeschichte so überaus bewanderter Bruder Bingeng Bernhard, der weit über die Grenze des Baterlandes befannte "Landvogt" Samuel Engel, Bestalozzi's Lehrer Tschiffeli, Albrecht von Haller und viele andere suchten durch literarischen Verkehr mit dem Ausland, durch unaufhörliche Experimente und Beobachtungen, durch Auffätze und Preisausschreibungen die einheimische Landwirthschaft zu heben, den Bauern immer neue Anregung, Rath und Vorbild zu gewähren.

Und auch zu poetischen Darstellungen trieb sie die ungefärbte Liebe für den bäuerlichen Naturzustand. So führt Goedeke (Grundriß II, 568) von V. B. Tscharner ein Gedicht an, welches in Zürich 1754 erschien und sich über "die Wässerung der Wiesen" verbreitete. Das folgende Stück desselben Verfassers dagegen scheint völlig verschollen zu sein. Es verdient aus mehrsachen Gründen, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Auf den Feldbau.

1769.

Ich sah sie jüngst, die Göttin reicher Garben, in ihrer Hand den Zepter der Natur; sie heilt der Fesseln tiese Narben und deckt der Kriege Spur.

Ihr folgt der Segen mit gefüllten Händen, geleitet durch der Freiheit starken Flug: sie spannt, das Schlachtfeld umzuwenden, die Löwen vor den Pflug. Sie gibt dem Fleiß das Eigenthum der Erden; so weit sie herrscht, singt die Zufriedenheit; bei nahen Wäldern ruhn die Heerden in froher Sicherheit.

Sie sprach: (Hörts ihr Gewaltigen! Ihr Bäter! Ihr Bölker! denn dem Dichter ist gewährt zu melden, was die Stimm' der Götter die weisern Menschen lehrt!)

"Mein ist der Staten Kraft, der Glanz der Kronen; durch mich bevölkern rohe Thäler sich mit unbezwungnen Nazionen, dem Feinde fürchterlich.

Ich wies, durch pharaontische Moräste, dem fetten Nil den abgesteckten Lauf; ich füllte Babylons Paläste mit allen Schätzen auf.

Andächtig opfert mir sein ewig Feuer der Gueber noch; im letzten Orient wird mir, bei kaiserlicher Feier, das Jauchzen zugesendt

von unzählbaren ämsigen Geschlechtern. — Ich gab den Ruhm dem weisen Griechenland, und seinen muthigen Geschlechtern die Kraft zum Widerstand.

Trinakrion! Wer deckte dein Gefilde vordem mit Aehren! du, der Erde Pracht, wo liegt dein Paradies? wie wilde ist Latium gemacht?

Als Helden die geerbten Felder pflügten, war deiner Freiheit Aernte meine Luft; als Sieg und Mäßigkeit vergnügten in unbestochner Bruft.

Wo stolze Bürger mein Geschenk verkehren, wo Fürstenpomp und fette Heuchelei ben Zins gebückter Sklaven zehren in frecher Schwelgerei:

da heiß ich dürre Felder ihrer spotten; da dringt der Hunger zu der Künste Sitz trutz ihren fernbeladnen Flotten und großer Höfe Wit. Ich sag es, daß die Worte weit erschallen, ich segne der Tyrannen Gnade nicht, den Stolz der prahlenden Basallen, noch eitler Fasten Pflicht.

Wenn mein Europa ganz dem Golde frohnet, in Ueppigkeit verarmt, durch Krieg entstellt, so such' ich, wo kein Sultan thronet, mir eine neue Welt.

(Betterlein, Chrestomathie beutscher Gedichte. Röthen 1796. Bd. II, 166 ff).

Durchaus anders verhielt es sich mit derjenigen Klasse der Bevölkerung, welche irgend einem eigentlichen Gewerb oblag. Nicht auf
der Landschaft waren gegen das Ende des Jahrhunderts die Herde der Unzufriedenheit mit den Gnädigen Herren von Bern zu suchen, wie zur
Zeit des großen Bauernaufruhrs, sondern zumeist bei den, im Neid gegen
die Regenten und deren ländliche Klientel vergilbten und von der Entwickelung der Dinge gewiß stark geschädigten Bürgern der Städtchen und
dem auf die Industrie angewiesenen Gebiete des Unteraargaus. Dieses
Moment haben die Geschichtschreiber der helvetischen Revolution, gerade
was den Aargan betrifft, nicht so berücksichtigt, wie es im Interesse einer
unparteisschen Darstellung wünschenswerth gewesen wäre.

Ertheilt Wartmanns Kartenblatt für den jurassischen Berneraargau uns in Betreff von Handel und Industrie eine materiell ablehnende Antwort, so sind wir, was die anderweitige Beschäftigung dieser Bergleute
anbelangt, durch die literarischen Quellen in die Lage versett, verhältnißmäßig eingehend referiren zu können. Und nicht an die flüchtigen Sindrücke und etwa beiläusig aufgehaschten Notizen von ausländischen Reisenden
werden wir dabei gewiesen; auch die inländischen, mehr einem allgemeinen
Wunsche des Wissens Rechnung tragenden geographischen Handbücher
branchen wir nicht in erster Linie zu befragen: es liegen vielmehr zeitgenössische Arbeiten vor, welche fraft der Namen ihrer Berfasser fast den
Werth von amtlichen Darstellungen beanspruchen dürsen. Der Umstand,
daß in denselben blos die beiden Vogteien Schenkenberg und Biberstein
behandelt werden, ist nicht von wesentlichem Belang, denn die Verhältnisse
von Kasteln sind im Allgemeinen so wenig damals von denen der umliegenden Landschaft verschieden gewesen, als sie es jett sind.

Von den Verfassern der uns zugänglichen gedruckten Reisebeschreis bungen hat blos Hofapothefer Undreae aus Hannover das in Rede stehende Gebiet durchwandert und darauf wenig besonders Merkwürdiges gefunden. Seine Reiseroute führte ihn 1763 über den Bötherg. Bas er an Notizen beibringt, werden wir betreffenden Ortes verwerthen.

Pfarrer Johann Ernft auf dem Kirchberg gibt von dem Umt, bei dessen Residenz er gleichsam als Hofprediger sitt, eine kurze, aber vielfach auffällige Beschreibung. Ift dieselbe seinen Pfarrkindern vor die Augen gefommen, so haben sie sicherlich über den noch nicht eben sehr fest akklimati= sirten Seelsorger Glossen gemacht, welche ihn in mehr als einem seiner Urtheile nur beftärken mochten. "Die Einwohner der Landschaft," läßt er sich 1760 vernehmen, "find so rauh, als ihr Erdreich, zur Arbeit ge= bohren, darinn erzogen, darben fehr unerkannt. Gleich einem Postpferd, das seinen gewohnten Weg fortgebet, fahren sie in ihren hergebrachten Gebräuchen fort. Mit Vorurtheilen angefüllt gehen sie den alten Schlendrian; so hat es der Bater und Großvater gemacht. Wir haben gehört, daß von den Alten gesagt ift: Sie selber sagen nichts, sie denken nichts." Wäre er vor drei Jahren aus seiner Baterstadt Aarau nach Kanada ge= zogen, er hätte daselbst keine Bodenart treffen können, die von derjenigen rechts an dem Flusse so verschieden gewesen, wie jene, welche Kirchberg und Umgebung aufweist. Ein Unterschied in dem, was Land und Leute betrifft, ist freilich auch zur Stunde noch immer sehr spürbar, nur wird kein ruhiger Beobachter die Borzüge blos auf einem Aarufer finden. Der besonders in höheren Lagen auftretende eisenhaltige Lehmboden ("Lätt") macht eine fleißige Bewirthschaftung durch Dünger und Auflockerung unumgänglich und vermag ungewöhnlicher Nässe und Trockenheit wenig erfolgreich zu troten; allein die künstlichen Reizmittel erzeigen sich dafür länger wirksam, als in der benachbarten Ebene, "weil der Lättherd nichts burchlaßt, und allen Salpeter und Fettigkeit ben ben Wurzeln in der Oberfläche behaltet," und die erzielten Bodenfrüchte find von dem Gras und den Erbsen hinauf bis jum Brennholz von vorzüglicher Qualität. Und wie das Land so die Leute. In Gegenden, die dem Berkehr ver= möge ihrer Bodenbeschaffenheit entzogen sind, neigt die Bevölkerung ihr Dhr nur mit Mißtrauen Berbesserungsvorschlägen jeder Art, besonders dann, wenn sie aus anderen Lebens- und Kulturfreisen heraus ertönen. Die Ergebnisse großelterlicher Beobachtung und Erfahrung gelten mehr als das Wiffen der Schulbank oder der landwirthschaftlichen Akademien.

Der Berichterstatter rühmt das vortreffliche Korn (Spelz) der Landsschaft. Roggen gedeihe gar nicht, dagegen Hafer wohl; ebenso einige Hülsenfrüchte (er denkt an Felds und Gartenbohnen, welche letztere schon damals in den Weinbergen Einzug gehalten hatten); andere Sorten, "als

Erbsen, Linsen z. werden so ungeschlacht, als das Land selber ist; auch verlieren sie im ersten Jahr ihre Farb. Die Erbsen werden alle schwarzsbraun, wann sie schon weiß oder blau gesäet werden. . . . Erdsrüchte macht man im Uebersluß, welches in dem harten Land etwas Wunderbares ist, sonderlich in Ansehen derer, die nur aus Wurzeln bestehen; der Fleiß der Bauernweiber bringt diesen Nutzen, die keine Jahrszeit noch Witterung abhaltet, dahin zu tragen, was sie im Hause Ueberslüssiges haben, und mit Hacken den Herd locker zu machen."

Es ist hier neben weißen und gelben Küben ("Möhren") ohne allen Zweisel auch von Kartoffeln die Rede.

Die von landwirthschaftlichen Dingen handelnden deutschen Bücher aus der ersten Sälfte des vorigen Jahrhunderts miffen mit dem Gewächs, welches heutzutage für unsere Juralandschaft beinahe dieselbe Bedeutung hat, wie das "tägliche Brod", noch fast nicht fertig zu werden. Der gelehrte Professor Emanuel Rönig von Basel legt 1706 den Namen Erdäpfel den Artischofen (Helianthemum Indicum tuberosum) bei und bezeichnet die Kartoffeln (Solanum tuberosum esculentum) als Tartuffeln. Aber er weiß sonderbarer Beise von denselben zu berichten, ihr Stengel habe eine Höhe von acht Schuh und muffe daher angepfählt werden; die Blume sei purpurfarben und trage einen (einzelnen) grünen Upfel - Eigenschaften, die uns Renner der modernen Kartoffel wieder in Betreff der Identität ftutig machen. Graf Michael Mniszech, welcher 1764 eine Abhandlung über die Erdäpfel verfaßte, hatte die liebe Noth, seinen Gegenstand vor der Bereinerleiung mit den Trüffeln, Erdichwämmen, Jerusalemsartischoken (Topinambur) und Erdbirnen frei zu halten, obschon er versichern zu können meinte, daß seit hundert oder hundertfünfzig Jahren die Anollen, welche wir jest unter dem durchaus truffelmäßigen Namen "Kartoffel" versteben, in allen Ländern Europas Eingang gefunden haben. Bur Zeit ift es nachgewiesen, daß fie am Unfang des vorigen Jahrhunderts im Bürttembergischen noch so gut wie unbekannt und erst fünf Dezennien später allgemein verbreitet waren. Im siebenjährigen Kriege mußte ein französisches Korps, welches auf sächsi= schem Boden stand, einmal mährend 8 bis 10 Tagen ausschließlich mit Kartoffelkost sich begnügen. Db die Bekanntschaft mit dieser Frucht auch nach der Schweiz durch Waldenser gebracht worden sei, lassen wir hier billig dahingestellt. Bon der Tradition, welche die erste Kunde derselben 1697 durch einen Glarner Raufmann, Namens Jakob Strub von Schwanden, aus Frland nach der Schweiz gelangen läßt, ift uns erft

durch die Studie P. Fricker's Kenntniß geworden. Der Berner Bauer war bereits im dritten Jahrzehnt des vorigen Säkulums ein tüchtiger Kartoffelesser. Brienz z. B. pflanzte mehr, als der Bedarf erheischte: jeweilen im Frühling kamen die Unterwaldner um 1730 herum insgemein über den Brünig, um von dem Neberfluß sich abtreten zu lassen. Man verwendete die Kartoffeln auch in gedörrter Form: die Scheiblein wurden auf der Mühle gemahlen, das Mehl brauchte man zur Bereitung von Brei oder Brod. Ursprünglich hatte das fremde, zudem durch seine Sippe wenig empfohlene Gewächs als ein über allen Begriff gemeines Nahrungs= mittel gegolten. Als die Zehntpflicht, welche die Obrigkeit auf die "Erd= apfel= und Erdbirnäcker" legte (1741 und 1761), die Knollen gewisser= maßen abelte, wurde deren Werth landauf und landab anerkannt.

Rleinjogg war 1760 unter den Bauern feines Dorfes der erfte, welcher in seiner Landwirthschaft dem Anbau der Kartoffeln eine hervor= ragende Stellung einräumte. Bon einer Jucharte hatte er 200 Biertel Tag für Tag brauchte seine Haushaltung ein Biertel, wodurch alle drei Wochen ein Mütt Getreide weniger konsumirt werden konnte. Er berechnete, daß ein gleiches Stück Acker an Kartoffeln 1 bis $1^2/_5$ mal so viel hervorbringe, als wenn dasselbe mit Korn bepflanzt worden wäre. Dazu kam die Erwägung, daß die Kartoffel von der Unbill des Frühlings= frostes und der Hagelwetter verhältnismäßig wenig zu leiden habe. Das neue Kulturgewächs fand immer mehr Lobredner. Allgemein bewährte es sich Anfangs der siebziger Jahre. "Fortan wies man dem so kostbaren, noch nicht genug gewürdigten Geschenk, womit die Güte Gottes uns beglückte, den ihm zustehenden Rang an; wir verdankten demselben inmitten des Landesunglückes nicht blos eine fräftige Erleichterung, sondern auch die Kenntniß des zuverlässigen Auskunftsmittels, uns von der Abhängigkeit zu befreien, in welche wir durch den Umstand, daß wir in der Schweiz nicht genug Getreibe bauen, uns geftellt feben," schrieb Johann Raspar Hirzel am 24. Juli 1774 an Major Fren in Basel, den Ueberfeter seines "philosophischen Bauern". Und im nämlichen Jahre drechselte das Journal encyclopédique folgenden Sat: "Für den Landmann bilden die Kartoffeln so vielerorten ein tagtägliches Nahrungsmittel, daß man nicht eben leicht sagen kann, ob die Entdeckung Amerika's durch die Rartoffeln mehr Europäer am Leben erhalten, als fie folche durch den unerfättlichen Durft nach dem im Schoofe der neuen Welt verborgenen Golde zu Grunde gerichtet habe". Die Theurung der siebziger Jahre brachte das transatlantische Gewächs sogar in die Appenzeller und Graubundner Berge hinauf. Damals (1771) galt nach der Aarauer Chronif von Rothplet das Viertel Kartoffeln in Marau einen Gulden, zwei Rahre darauf nur noch $2^{1/2}$ Baten.

Im Jahre 1774 erschien in Burich ein für die Landschulen beftimmter, von Professor J. R. Rramer verfagter Bauernfatechismus. Dieser nennt "die Erdapfel" "das Rütlichste und Ergiebigste unter Allem, was man pflanzen fann", und beschreibt ihre Berwerthung folgendermaßen: "Sie geben gute und ichmachafte Nahrung; man fann fie mit Mähl vermischen und Brod daraus machen; man fann fie wie Bugemuß effen; man fann fie gesotten mit Salz effen; auf alle Art und Weise find sie gut." Nebenbei werden fie als beste Mastung fur bas Bieh empfohlen. — Noch am Ende unseres Zeitraumes unterschied der Bfarrer Maur er von Albisaffoltern zwischen "Erdapfel" und "Rartoffel".

Nach den Berechnungen, welche Pfarrer Ernft bei einem anderen Anlaß der Berner ötonomischen Gesellschaft mitgetheilt, hat sich in der Amtei Biberstein die Kultur zumal des Lewats (Kohllewat zum Unterschied von Rüblewat, Rübsamen oder Reps) vortrefflich bewährt. Gine Jucharte (à 45,000 Kuß) guten Ackers, welche man mit diesem Gewächs (beffen Wurzel im Flämischen Navet genannt wurde) bepflanzt hat, wirft in ordentlichen Jahren, inbegriffen den Abtrag der dareingefäten Möhren (Carottes jaunes, panais), einen Nuten ab von netto 91 Reichsthalern. oder 228 Franken — was sehr viel besagen will. Das Lewatöl fand verschiedenartige Berwendung: es wurde gebrannt, es leiftete in Seifensiedereien, bei der Lederfabrikation, bei dem Walken von Wolltüchern wohlbezahlte Dienste. Die besten in der butterarmen Rüche. Bu diesem Behuf bereitete man es folgendermaßen zu: Das Del ward in der Pfanne über dem Teuer erhitt, hernach "verbrennen fie in demselben ein stück brodes oder rüben, dieses nihmt dem öhl seinen natürlichen geschmak, so daß man kaum weiß, ob die speise mit butter oder öhl abgefocht ift." Die Delkuchen fanden Berwerthung als Dung- und Mastungsmittel; das Stroh ward ebenfalls zur Fütterung für Schafe und Rindvieh oder auch als Streu und zur Feuerung benutzt. In den ersten Wochen des Frühlings genoß der Bibersteiner Bauer, wie seinerseits auch derjenige Deutsch= lands, das zarte Laub in Form von Salat mit Del, Effig und Pfeffer oder mit Speck als gesundes Gemuse; fing das Laub an holzig zu werden, so ließ man dem Schmalvieh die Lewatatung angedeihen. Wie sehr aber der Aargan auch mit dem Anban der beiden Lewatsorten sich abgab, so reichte der Ertrag an Del für den Bedarf der Fabriken nicht aus, und es mußte das Fehlende aus dem Elsaß und aus Lothringen eingeführt werden.

Der weißen Rübe ("Rebe") wendete man eine ebenso große Aufmerkfamkeit zu. Gewährte dieselbe doch ein vortreffliches Biehfutter und schmeckte mit und ohne Kümmel jedermänniglich. Und "wie gut und anständig zu einer blatten Rüben ein schweinkinnbaden fen, weiß ein jeder, ber einen gesunden geschmat hat," berichtet 1772 der Pfarrer Strehl, welcher im gegenüberliegenden Suhr mit ausgesprochen persönlichem Interesse dem Rübenbau sich hingab. Schon damals wurden die einzelnen Stude flein geschnitten und mit "Kabis" eingemacht. Gine Berwendung Dieser Bodenfrucht, die jett hier zu Lande seltener sein durfte, beschreibt Strehl fo: "Man hächelt fie, legt fie auf ein hurdlein in einen bakofen, nachdem das brod ausgezogen, und kann sie ein jahrlang aufbewahren; fie werden gefocht wie die grünen Rüben." Was ein anderer öfonomis scher Schriftsteller jener Tage wider die Kartoffeln als Schweinemast vorträgt, wird hier zu Ungunften der Rüben geltend gemacht: von ihnen "erwarte niemand breiten speck! Sie muffen mit erdäpfeln und Rrufch, oder gar mit mehl vermischet werden. Die Rüben sind ben ben schweinen nur ein mittel zur ausspannung des bauches." In den Jahren 1762 bis 1772 schwankte der Breis eines Korbes dieser Frucht zwischen 6 und 24 Rreuzer; der Durchschnittsertrag einer Jucharte stellte fich auf 80 bis 100 Körbe. Sehr einträglich erwies sich übrigens die Rultur deshalb nicht, weil der Absatz in "der" Stadt ein recht geringfügiger war: der auch dieser Sorte von Brei wohlgeneigte Aarauer pflanzte den Rübenbedarf in den eigenen Marken.

Die Vorbedingung zu einer ersprießlichen Viehzucht war vor hundert Jahren weniger leicht zu erfüllen als heute. Die Wiesen im Thalgrund werden zwar als abträglich geschildert: der Aarenebel und die Dorfbäche beseuchten sie, und gerade während jener Zeit gab sich die Berner ökosnomische Gesellschaft (1759 von J. R. Tschiffeli gegründet) rühmliche Wühe, dem Landvolk die Vortheile der Bewässerung deutlich vor Augen zu malen. Bereits hundert Jahre früher hatte Franz Wyß als "Comsmendant" zu Aarburg (1665—1670) seine Herrschaftsseute auf den Auten hingewiesen, welcher aus einer richtigen Bewässerung sich ergibt, und den Bauern zur Erstellung der ersorderlichen Kanalisationen große Summen aus der eigenen Tasche vorgeschossen. Die rasch blühende Wiesenkultur dieses Amtes, für welche Meiners noch 1782 von Lob übersließt, ersregte in den untern Theilen des Berneraargans Nacheiserung, und neben Aarburg und Zosingen wird in unserem Zeitraum besonders das Gelände, wo Aa und Bünz sich nähern, wegen seiner setten Grassluren gerühmt.

Derartige, zu Rousseau's Zeit doppelt erfreuliche Thatsachen sind auch dichterisch verherrlicht worden. Der neue, mir nicht weiter bekannte Vergil erhebt (1760) seine Stimme so:

Glückselig, dem sein Theil an ebnen Ufern fällt, Wo die gezähmte Flutt sich sanft am Damme schwellt, Gehorsam sich vertheilt durch die gezognen Gräben, Das schlummernde Gefild im Märzen zu beleben...

Und er weiß bereits rührende Exempel zu vermelden:

Nicht fern vom steilen Fuß der drohenden Aarburg Trinkt itt das grüne Thal die weit vertheilte Murg. Den wilden Stranch vertritt des Futters reicher Saame, Und von dem Hungerberg bleibt nur der falsche Name. So gab ein Menschenfreund den unerkauften Rath; Rühmt wohl ein Held sich einer schönern That?... Der Landherr sieht erfreut von Wildeks edler Höh' Der Ströme wallend Licht in einer grünen See.

Albrecht Niklaus von Effinger brachte 1770 die Herrschaft Wildegg um 350,000 Bernpfund an sich. Auf seinen Gütern führte er den Klee= und Luzernebau ein und brachte sie dadurch in besten Flor. Durch sein Beispiel ermuntert, fand die Anpflanzung von Klee und Luzerne nach und nach bei den Bauern der Umgebung Nachahmung und Aufsnahme. (J. J. Huber.)

Die Bergmatten jedoch mögen damals noch nicht so sehr zu Ehren gezogen worden sein, wie heutzutage. Erft nach und nach grub man auch in unseren Landesgegenden nach Mergel ("Nieten"); eine Art zu büngen, oder, wie man damals fagte, "das Erdrich zu erbeffern", welche von der Waadt aus allgemeiner verbreitet wurde. Ich will aber boch im Vorbeigehen bemerken, daß die allgemein verbreitete Meinung, welche das Birrfeld zuerst von Johann Heinrich Pestalozzi bemergelt werben läßt, falsch ift. Pfarrer Albrecht Stapfer von Diesbach bei Thun besuchte im Oktober des Jahres 1760 anläglich einer ökonomischen Studienreise ben Berner Aargan und auch bas "wegen seiner unfrucht= barkeit so berüchtigte Birrfeld". Eine an dasselbe stoßende Wiese fiel ihm auf: das Gras, und zwar meistens rother Rlee, war fast fußhoch. Er fragte den Besitzer, ob er das Feldstück im Sommer nur einmal ge= mäht habe, weil jett noch so viel Gras barauf stehe? Der antwortete, es sei geheuet und geemdet worden. Ob er es mit Rlee besät? Nein. Im Berlaufe des Gespräches vernahm er zu seinem großen Erftaunen, daß der aufgeführte Mergel all das bewirkt habe. Auch der Ortspfarrer

190

von Birr, Namens Johannes Frölich, hatte bereits 1762 von Verssuchen mit Mergel an die Berner ökonomische Gesellschaft berichtet. Stapfer erachtete es geradezu als Pflicht jedes Patrioten, für einen besseren Anbau des Birrfelds besorgt zu sein: der Grund für die Unfruchtbarkeit dessselben liege durchaus nur an der schlechten Bewirthschaftung!

Die Anpflanzung der Wiesen mit Esparsette und Luzerne fand in den sechziger Jahren allmählig Eingang. Die Esparsette (Türkischer Rleber-Rlee, Hahnenkamm, sainfoin, pellagra in Piemont) scheint aus der Dauphine nach der Schweiz gekommen zu sein. Im Neuenburgischen, wo man bem neuen Rulturgewächs mit Mergel zu Hilfe fam, erwiesen sich die Bersuche mit demselben sehr zufriedenstellend. Die angrenzenden Berner Dörfer folgten nach, besonders diejenigen im Umt Aarberg. Biberfteiner Territorium haben zwei Männer, Pfarrer Ernft und Johann Beinrich Sungifer, der jungere, von Aarau, beide Mitglieder der ökonomischen Gesellschaft daselbst, um die Ginführung der Esparsette sich verdient gemacht. Die Kenntniß dieser Grasart ift ohne Zweifel über die Schafmatt, aus der Basler Landschaft, in das Berner Gebiet gedrungen. Hunziker hatte in Erlinsbach auf schlechtem Boden eine Cfparfetteernte kontrolirt. Er fand, daß die Jucharte in mittleren Jahren 54 Centner Seu abtrage, soviel also, wie die besten Wiesen gewöhnlicher Art nur in seltenen Fällen. Im Winter des Jahres 1762 galt der Center Esparsettehen 25 Baten. Aber, fährt er in seinem Bericht fort, wenn man für Mitteljahre auch nur die Sälfte dieses Preises ansett, so ergibt sich per Juchart ein Nettogewinn von 23 Kronen (à 25 Bz.) 80 Kreuzer. Und solches Land kaufte man in Erlinsbach vor 20 Jahren und kauft es wohl jett noch, wo er schreibt, um 6 Kronen die Jucharte! Allerdings fingen die Bauern des Amtes allmählig an, auch ihrerseits eifriger als früher, den Werth ihres Bodens zu schätzen und Esparsette zu pflanzen. Bon der Begünstigung dieser Kultur durch den Staat hoffte Hunziker einen unbeschreiblichen Vorteil. "Ich kan an den nuzen, welcher von hiezu dienlichen verordnungen zu erwarten steht, nicht ohne Rührung denken. Mich dünkt, ich sehe schon eine menge nun armer Landleute durch den andau dieser köstlichen pflanzen bereichert. Mich dünkt, ich höre sie und ihre dem elend entriffene Kinder vor Freuden ben reicher erndte jauchzen, und tausend segenswünsche über ihre gnädige Obrigkeit ausgiessen".

Da dort der Hahnenkamm so vortreffliche Ernten bot, so sollten denn "fünstliche" Wiesen an die Stelle der schlechteren natürlichen und jedensfalls des Aegertenlandes treten. Zwei Jahre nach Hunzikers Anregung

reichte das Armut der Bogtei bei dem Amtmann Ludwig von Bonstetten zu Handen der Obrigseit ein Kollestivgesuch ein: es möge ihnen gestattet werden, einige magere Aecker, von denen sie Bodenzins zahlten, wo aber nichts als Wachholder, Disteln und Dornen wüchsen, mit Esparsette zu bepflanzen. Diese Grasart gedeihe an ihren steinigen Halden gut, und auf solche Weise könne dem drückenden Futtermangel gesteuert werden (1765). Bonstetten befürwortete den Wunsch, und die Regierung, gewiß auch in Erwägung der Erhebungen Hunzikers und jederzeit auf das Wohl ihrer Bauernleute bedacht, hat ohne Frage hier nicht abgeschlagen, was sie gleichzeitig anderwärts ohne weiteres gestattete.

Auf mehr als einem Buntte hing mit der Frage wegen Futtermangel und Ginführung "fünftlicher" Grasarten zusammen diejenige, welche sich um die bessere und sodann auch gerechtere Rutung der Allmende drehte. Die berner ötonomische Gesellschaft studierte fie eingehend, und Bestalozzis Urner ift auf diesem Bunkt lediglich der Bollzieher ihrer Reformideen. England erließ damals Gefete, welche die Besitzer der Allmenden verbanden, sie zu Privateigenthum zu machen. Aber die Berner versichern, ihre Anschauungen hätten sie längst gehabt, bevor man jenseits des Kanals in der Angelegenheit von sich habe reden machen. Es galt, ein Stück mittelalterliche Einrichtung abzuschaffen. Der bereits genannte Stapfer macht die Allmende für die zunehmende Armut, den Niedergang des Getreidebaus, der Viehzucht verantwortlich. "Wan die Allmenden unter ihre Besiter ausgetheilt werden, so werde man sehen schöne, fruchtbare, mit Betreid, Erdfrüchten und fettem Grase bewachsene Güter da entstehen, wo jetund nichts als magere, und übel in Ehren gehaltene Wenden sind. Dann, wie mancher Bater, der etliche Sohne und nur eine kleine Besitzung hat, wurde froh senn, wenn er seinen Antheil an der Allment einem oder zwegen von ihnen übergeben könnte, damit sie denselben anbauten, und sich darauf nähren könnten. Der Taglöhner, der jetzund mit der Armuth fämpft, und feinen andern Nuten von der Allment hat, als daß er etwann fünf Monate im Jahr eine Rube barauf tann laffen Hunger leiden, wurde auf einmal zu einer beträchtlichen Besitzung gelangen, auf welcher er für sich und sein Sause Getreid und andere Lebensmittel pflanzen, und seine Ruhe, oder noch mehr Biehe das ganze Jahr hindurch erhalten fönnte" (1760). Derartige Erwägungen waren mindestens wohlgemeint und fanden unter den wenig oder gar nicht begüterten Dörflern auch eine gute Statt. Im nämlichen Jahre 1765 stellten die ärmeren Bibersteiner Bogteileute an die Obrigkeit das Gesuch, sie solle die Gemeinden Erlins=

bach, Küttigen und Biberstein dazu verhalten, die Allmende zu vertheilen, damit der rationell bewirthschaftete Boden an Rlee und Holz einen ungleich größeren Ertrag abwerfe; ein jährlicher Grundzins in den gemeinen Säckel murde freiwillig anerboten. Die Aarauer ökonomische Gesellschaft war eine Tochter der bernischen: im Amte Biberstein hallte nur nach, was man zu Bern schon Jahre lang gepredigt. Allein der Landvogt von Bonstetten hielt dafür, derartige Gesuche müßten, wenn er sein Siegel darunter setzen solle, von den Gesammtgemeinden gestellt werden. sammlung aller Dorfgenossen, wo die reicheren Bauern sauer genug dreinschauten und nur die Anwesenheit des Amtmanns Schlägereien verhinderte. Historisches und natürliches Recht, Hartherzigkeit und Begehrlichkeit machten sich mit gleich schwer wiegenden Gründen geltend. "Die Obrigkeit," schließt Müller diese Berichterstattung, "munterte den Landvogt auf, die beffern, obschon ärmeren Leute in ihrem Vorhaben, Rlee zu bauen, mit Klugheit zu unterstüten und nachdrücklich dahin zu wirken, daß die Gemeinweiden mit Zustimmung bes Bolks getheilt würden." Ein Jahr barauf, so konnte N. E. Ticharner freudig nach Bern melden, entschloß fich die Gemeinde Othmarsingen zur Vertheilung ihrer Gemeingüter; auch die Gemeinde Suhr laffe ein Gleiches hoffen. Birr schaffte, wie J. J. Suber in seinen "Erinnerungen" angibt, 1780 den Beidgang ab.

Bei alledem darf man doch nicht glauben, daß die Biehzucht der vorwürfigen Gegend im Laufe der letzten hundert Jahre Fortschritte gesmacht habe: wie die folgende Tabelle darthut, welche freilich bloß die Hauptortschaft Küttigen repräsentirt, ist das Gegentheil der Fall. Schuld daran sind die verschiedenen in Aaran gebotenen Gelegenheiten, mit geringerem Einsatz mehr zu erwerben, der mittlerweile wieder stark betriebene, die Arbeitszeit sehr absorbirende Weinbau und Anderes, worauf man sich vielleicht in den nächsten Jahrzehnten wieder besinnen wird. Kütztigen hatte nach Müller (doch vergl. auch Bronner I, 456 f.) und Lutz:

	Einwohner.	Pferde.	Ochsen.	Rühe.	Schweine.	Schafe.	Biegen
1765	670	53	125	157	?	70	65
1833	1718	21	28	227	200	16	78
1864	1847	10	40	423	395	9	192

Wäre nun der Viehbestand gleich geblieben, d. h. mit der Bevölkerung gewachsen, so hätte, von 1765 ausgehend, die Zählung folgende Ziffern ausweisen müssen:

1864 1847 146 345 433 — 193 179

Man sieht: im Jahre 1864 hatte sich in Küttigen gegenüber 1756, bezeichnend genug, lediglich die Bucht der Ziegen oder, wie Bestalozzi sie nennt, der "Kaffeegeißen" vermehrt. Und seither ift diese Bewegung im Allgemeinen ruhig ihres Weges gegangen. 1881 hatten 1800 und etliche Einwohner Küttigens 3 Schafe, 287 Schweine, 15 Pferde 2c. und 287 Ziegen.

Müller fügt eine Tabelle bei, welche das landwirthschaftliche Areal dieser Gemeinde in den Jahren 1765 und 1864 übersichtlich darstellt. Ich lasse dieselbe hier folgen und setze in einer letzten Rubrik die Totalfummen hinzu, um zu zeigen, daß doch irgendwie unberechenbare Größen vorliegen. Rüttigen hat Jucharten

	Waldung	Ackerfeld	Wiesen	Weinberg	Unfruchtb. Land	Total
1765	710	640	245	125	185	1915
1864	1093	1300	950	280	60	3683
(inb	egr. 45 J. Staat	sw.)				

Treten wir nun wieder in die Zeit zurud, wo Pfarrer Ernst der Berner Dekonomischen Gesellschaft seinen Bericht gab. Dem Weinbau weiß er Günstiges nachzusagen: "der gehet besser von statten," als die Wiesenfultur. "Der Wein ift trinkbar und haltet fich lang." Der nächstfolgende Referent (Fäsi), welcher im Uebrigen den Vorgänger getreulich kopirt, nannte den Biberfteiner geradezu "ichmachaft"; einem ferneren, der am Ende des Jahrhunderts schrieb (Morrmann), murde, wenn er diese Notiz nicht etwa dem Dictionnaire geographique, historique et politique von B. B. Ticharner und Th. E. v. Haller (deutsche Bearbeitung I. Bd. S. 210) entnahm, zu Handen seines umfangreichen Werkes vermeldet, das fragliche Gewächs "werde hier in wenigen Gegenden gebauet und fei nur schlecht." Sat fein Gemährsmann etwa in irgend einer Pfisterei zu Aarau, wo man schon hundert und fünfzig Jahre früher den Elfässer für Reisende, Alte, Kranke, Kindbetterinnen und - auch den Hausgebrauch vorzog, unseren Landwein an dem aus dem Ryfthal (La Vaux) gemeffen, so wird auch der steifste Patriot über solchen Geschmack nicht ftreiten. Markus Lut, abermals ein Pfarrer, von Läufelfingen her in solchen Dingen unverwöhnt, hat ein Menschenalter später (1835) feinen Anstand genommen, dem Schweizerland bekannt zu geben, im Bezirk Aarau werde "viel und guter Wein gebaut". Mit dem letten Theil dieser Behauptung waren die Männer von Küttigen von jeher einverstanden. Schon 1757 nämlich und noch mehr 1762 — die Berner hatten (1743) durch ein, nicht blos wider Elfässer, Neufchateller und Ausländer überhaupt, sondern auch gegen den neuerdings beliebten Waadtlander Wein

gerichtetes Einfuhrverbot den unteren Aargan zur Aultur der Reben aufgemuntert — nahm daselbst die Weinpslanzung einen neuen Aufschwung. Der Egghübel, mit dessen bisherigem Ertrag an Tännchen und Wachholderssträuchern man von Rechts wegen unzufrieden war, wurde damals von einigen einsichtsvollen Landleuten — die Akten nennen zwei Bolliger, einen Blattner, einen Bircher und einen Wehrli — als künftiger Weinberg in Aussicht genommen. Es fand in aller Form ein hochobrigkeitlicher Augenschein statt: der Bibersteiner Landvogt Wyttenbach, der Experte Pfarrer Ernst, das Stift Beromünster, welches hier im Besitze der Zehntgerechtigkeit stand, sagten zu dem von den Küttiger Denologen gemachten Vorschlage Ja, die Gnädigen Herren zu Bern darauf Amen (10. Februar 1762). Und trotz der bald eintretenden Fehljahre erhielt sich der Weinbau auf dem Egghübel bis auf den heutigen Tag.

Der oben angezogene "Ryfwein" mochte um 1750 herum den Biberfteiner Amteileuten weniger bekannt sein, als denen in den Munizipal= ftädtchen und in der gegenüberliegenden Grafschaft Lenzburg. Gebrach es doch in diesem Juragebiet damals noch fast gänzlich an allem und jedem Gewerbe, das klingenden Gewinn abgeworfen hatte. Die verschiedenartigen berufenen Berfteinerungen, welche der Naturforscher antraf, nahm er ohne Entgelt mit; die Alabastergruben, von denen heute, wie es scheint, auch die letzte Erinnerung am Erlöschen ift, haben wohl nie für einen irgend belangreichen Handel Material geliefert. Bichoffe weiß (1816) zwar von "beträchtlichen" Lieferungen, welche der Alabasterbruch auf der Staffelegg gemacht habe, und von einem, 1804 in eine dritthalb Schuh mächtige Alabasterschicht getriebenen Stollen zu berichten. Allein, fügt er kleinlaut und bezeichnend hinzu, Arbeiten würden daselbst nur dann fortgesetzt, wenn ansehnliche Bestellungen eingingen. Bronner nennt als hervorragende Jahre 1806—1810: da seien sehr schöne rosenrothe, fleischrothe und schneeweiße Blöcke für Bildhauer zu Tage gefördert worden; jedoch wären diefelben für eigentliche Runftwerte zu weich, zu salzartig und brüchig gewesen. Man habe schöne hohle Basen für sanfte Nachtbeleuchtung daraus - faft nicht bilden können, und die Statuen, Reliefs und Basreliefs, für welche jenes Material verwendet worden, seien nicht haltbar gewesen. Bei dergleichen Angaben erinnert man sich unwillkürlich an neuere und neueste Reisehandbücher.

Das Goldwaschen aus dem Aarsand war schon deswegen nicht lukrativ, weil die Obrigkeit zu Bern den Ertrag dieser Thätigkeit über Gebühr besteuerte.

Dr. C. Mösch führt Goldwäscher bei Brugg an, welche eine Zeit lang per Stuhl ungefähr 20 Fr. im Tage verdienten. Sonst entfällt für einen Arbeiter etwa ein Betrag von 2 bis 8 Fr. per Tag. Weniger vortheilhaft stellt sich der Erwerb nach den Erhebungen, welche die Aarsgauische Naturforschende Gesellschaft machen ließ. Dieselben ergaben für 311 Goldwäschertagewerfe eine Sinnahme von beinahe 20 Louisd'or, was per Tag 11 alte Schweizerbaten oder 1 Fr. 57 Cts. ausmacht. Für den Gran Gold erhalten die Goldwäscher jetzt 14—15 Cts. Neben der Aare führt auch die Reuß Gold. Daszenige, welches aus dem Aarssand gewaschen wird, enthält als weitere Metallbeimischung lediglich etwas Silber und ist bei Kennern geschätzt. Gegenwärtig wird im Aargau nur noch zwischen Schinznach und Waldshut Gold gewaschen.

Weit größere Bedeutung hatten seit Jahrhunderten die auf Gewinnung von Bohnerz gerichteten Bestrebungen. An verschiedenen Punkten sind Gruben und Erzwäschereien eingerichtet gewesen, so zum Beispiel am Zusammensluß des "Laurenzenbrunnens", des Höhlibächlis und des Zwiselbaches zum Erzbach und am oberen Rombach auf der Buch ("der Erlach-Stollen"); noch jetzt fördert der Bauer Schlacken zu Tage, welche an eine, oft in Angriff genommene und schließlich wieder aufgegebene Industrie erinnern.

Nachdem Johann Theobald Sohler, ein Bürger von Agrau, über dem Betriebe des Bergwerkes geschäftlich mißglückt war, ward es 1731 zwei Baslern, Burckhardt und Zäslin, verpachtet. Je der fünfte Rübel gewaschenes Erz (an Gewicht 31/2 Centner) bezahlte bem Biber= steiner Amtmann zu Sanden der Obrigfeit einen halben Gulden. Die Ausbeute war sehr verschieden; es gab Jahre, wo an 5000 Rübel herausgefördert wurden, in schlechten blos 2200. Von 1761-1766 weisen die Berzeichnisse zusammen nur 9847 Rübel auf, was einem Geldbetrage von 4923 Gulden 8 Baten gleichkommt. Während diefer fechs Rahre betrugen also die Einnahmen des Fiskus aus den Rüttiger und Erlinsbacher Bergwerfen 492 Gulben 21 Kreuzer. Das schien den Bernern, wie begreiflich, sehr geringfügig, und sie hatten nicht übel Lust, den Grund eines so armseligen Nettogewinnes bei dem Bächter und der Art und Weise des Betriebes zu suchen. Allein der Bertrag war für 50 Jahre abgeschlossen. Da berichtete der Obervogt von Biberftein den Gnädigen Herren zu Bern, die Inhaber des Bergwerkes trieben unter der Hand mit den Bauern von Küttigen Holzhandel und entzögen dem Walde der= gestalt alljährlich bis auf 300 Stämme. Nun war die Obrigkeit ber Baster völlig mude und nahm die Erzgruben wieder zu eigenen Sanden.

1773 murden dieselben unter gunftigern Bedingungen für die Staatsfasse an das Stift St. Blafien auf dem Schwarzwald vergeben. Sache gestaltete sich auch jett nicht vortheilhafter: ftatt ber gehofften Mehreinnahmen zeigten sich in der Folge Berlufte. Umsonst that Bern hier wie bei dem Bergwert im Oberhasle gur Forderung der Unternehmung sein Möglichstes; auch die Dekonomische Gesellschaft befaßte sich eingehend mit der Hebung des Bergbaus: die Eisenindustrie auf die Da uer zur Blüthe zu bringen, gelang nicht. Gang auffallend fteigerte fich ber Gewinn für den neuen Staat Aargau; das Jahr 1804 komparirt mit 4357 Franken; 1805 weist eine nur wenig geringere Summe auf. Allein gleich darauf ergab der Betrieb statt Aktiven Bassiven. Der Erlach-Stollen murde megen feiner die Ausförderung des Erzes vertheuernden Weitläufigkeit verlassen, nachdem etliche Jahre vorher (1807) südlich und südöstlich davon der Hungerberg in Angriff genommen und daselbst der "Meyer-Stollen" getrieben worden war. Weil im Lande nicht hinreichend Holz sich fand, um das Erz zu schmelzen, brachte man es in die Sochöfen von Wehr und Albbruck, jenes Eigenthum der Basler, diefes des Fürstabtes von St. Blafien. Der Untervogt von Erlinsbach beforgte die Einmessung des Rohproduktes auf Wagen, welche die Lasten nach Marau schafften; da wurde das Erz auf Schiffe geladen und gelangte über Brugg und Waldshut an seinen Bestimmungsort. Als die Gisenindustrie blühte, konnten etwa 20 Personen aus dem Amte Biberstein in den drei Gruben andere bei dem Waschen und Verführen lohnenden Erwerb finden; der einzelne Arbeiter erhielt 12-18 Rreuzer Taglohn.

Der ganze Betrieb fand seinen definitiven Abschluß in unserem Jahr= hundert.

Aeltere Leute wissen noch von mehreren Schachten und zumal einem Stollen zu reden, welcher den ganzen Hungerberg in südöstlicher Richtung durchbrochen habe. Seit den Unternehmungen Muchenbergers und Haggenmachers hat Niemand mehr diesen Theil des Juras bergmännisch auszubeuten versucht. Mösch gibt als Gründe der Nichterentabilität der Ausbeutung an: das Erz, weil start mit Ton vermischt, habe für den Hochosen erst durch Schlämmen vorbereitet werden müssen; es seien wenig mächtige Ablagerungen vorhanden. Das "Lätterz" im Hungerberg sei übrigens ursprünglich daselbst abgelagert, während weiter westlich das Bohnerz als eingeschwemmtes sich erweise. Bergl. für Spezeilleres die Chronif v. Rothpletz.

Als dieser Erwerbszweig mehr und mehr verdorrte, fing im benachbarten Aarau die Baumwollen- und Seidenmanufaktur zum Heil der Umwohner zu blühen an. Es fällt gewiß nicht auf, daß bis an das Ende unseres Zeitraums das Straßenwesen der Bogtei Biberstein in einem sehr unentwickelten Zustande war. Das bäuerliche Gewerbe, welches blos auf Gewinnung von Lebensunterhalt für gute und schlimme Tage gerichtet war, machte auf diesem Territorium weit bescheidenere Ansprüche, als Handel und Gewerb im engeren Sinne des Wortes. Um etwaigen Uebersluß an Wein und Cerealien in die Stadt zu schaffen, br auchte man seltener Lastwagen; die Aussuhr von Holz, worauf die Kurzsichtigkeit der Küttiger einmal gerieth, wurde zum Glück, wie bemerkt, bald eingestellt, — und was hätte man auch weiter in größerer Menge verkausen oder kaufen sollen?

Das zweite Blatt von Meyers Atlas, vor 84 Jahren in Aarau gestochen, hat für das ganze Amt Biberstein nur punktirte Wege: Schafsmatt, Benken und Gysulafluh erfreuen sich derselben Zeichnung, wie die Strecken zwischen Biberstein, Küttigen und Erlinsbach einerseits und Aarau andererseits. Südwärts von dem Flusse sieht das Kartenbild ganz anders aus.

Bor 1740, wo Bern mit der Berbefferung feiner Landstragen unter allen eidgenöffischen Orten den Anfang machte, mar das Reisen in der Schweiz mit verschiedenen Schwierigkeiten verbunden und meistens (erft in den letten Dezennien des Jahrhunderts fam das Wandern zu Fuß wieder auf) blog zu Pferd oder in der Sanfte ausführbar. Immer mehr hielt Berns Strafenwesen in der Folge den Bergleich aus mit denjenigen der fortgeschrittensten Nachbarstaaten, so Italiens und Deutschlands; bald übertraf es darin sogar Frankreich. Solothurn und Basel folgten bem Beispiel des Mufterstaates. Diese Zustände erregten die Bewunderung Nirgends, bezeugte noch 1781 der Frangose Robert, der Reisenden. der Geographe ordinaire du Roi, habe ich holzerne Brücken gefunden, welche mit ebensoviel Runft, Berftandniß und Ruhnheit gebaut maren, wie in der Schweiz. Ginige zwanzig Jahre früher mar Birfchfeld, später Brofeffor in Riel, über Bafel und ben obern Sauenstein nach Solothurn In feiner, 1769 erschienenen Reisebeschreibung und Bern gekommen. läßt er fich folgendermaßen vernehmen: "Die Stragen in ben meiften Gegenden der Schweiz find eben, breit und ficher, und man muß auch Die Sorgfalt loben, welche man barauf wendet, um die Wege bequem gu erhalten oder zu machen." Im Bernergebiete besonders find "Die Wege jo anmuthig und bequem, dag man sie nicht beffer finden fann". Mert= würdig erscheint der Umstand, daß Zurich trot seines schwunghaft be= triebenen Sandels dem Bau und Unterhalt der Berkehrsmege weit geringere Aufmerksamkeit schenkte. Seine Stragen verdienten nach dem Ur= theile von Meiners eher das Pradifat ichlecht als mittelmäßig. Eine löbliche Ausnahme machte die zunächst den Badefahrten dienende Strecke zwischen Zürich und Baden: die war "superbe, une vraie promenade,"

die schönen Dörfer wie gemacht, dem Auge des Reisenden angenehme landschaftliche Abwechslung zu bieten. Diefer mußte für das Fuhrwerk freilich auch entsprechend bezahlen, Gerden zum Beispiel dritthalb Laubthaler (zu reichlich 4 Mart: das Gifenbahnbillet II. Rlaffe für dieselbe Fahrt kostet jest 1 Mark 25 Pf.), "so allerdings fehr kostbar ist". In ber übrigen Graffchaft Baben fah es in Sachen ber Wege nicht überall fo glänzend aus. Storr auf seiner Alpenreise tam 1781 von Burgach her nach Brugg und bemerkt über seine Wahrnehmungen: "Der Eintritt in das Berner Gebiet fundet fich von allen Seiten auf das vortheilhafteste Die Landstraßen unterscheiden sich sogleich durch ihre vortreffliche Beschaffenheit; auch werden fie mit der aufmerksamsten Sorgfalt unterhalten. Rein Lastwagen darf über 40 Centner führen, welches zu untersuchen, an verschiedenen Orten, fie zu magen, Anstalt gemacht ift. Hemmketten find verboten, und an ihrer Stelle muffen die Fuhrleute fich hölzener hemmschleifen oder hemmschuhe bedienen." Böllig übereinstim= mend loben Meiners und Norrmann bas bernische Strafenwesen. Es kostete den Staat von 1730-1798 die Summe von 1,471,000 Schweizer= franken, wovon 254,000 auf den Margan entfielen. Die Heerstraße des Landes gieng freilich an der Amtei Biberstein vorbei.

Man mag das Schlußurtheil des Pfarrers Ernst über seine Angehörigen: "Tummheit, Hartnäckigkeit, Trägheit, eine neue Arbeit vorzunehmen, wird ben dem Landmann zu allen Zeiten eine unübersteigliche Hinderniß senn" noch so einseitig, beschränkt und lieblos finden: das Berhalten der Bibersteiner am Anfang der Siebziger Jahre wird Niemand in Schutz nehmen dürfen. Damals betrieb der Schenkenberger Landvogt Niklaus Emanuel Ticharner bei der Berner Regierung den Bau einer Strafe über die Staffelegg, damit Thalheim und Densbüren für ihre überflüssigen Bodenerzeugnisse einen bequemen Abzugskanal erhielten. Aaran wollte sich bei dem Unternehmen mit 5000 Gulden betheiligen. Das Projekt hatte bereits 1756 von sich reden machen (Delhafen). Giner solchen Neuerung aber widersetten sich "die von Biberstein aus Forcht vor der Konfurrenz ihrer Nachbaren, Epfersucht und Neid". Die Anwohner der Bötzbergstraße wurden ins Interesse verflochten, das österreichische Frickthal, die Stadt Brugg machten mit, "aus einem Dorfhandel ward ein Staatsgeschäft," und der ganze Plan Tscharners zerschlug sich. "Wer die Lage der Gegend kennt, wie ich", schreibt dieser einsichtsvolle Mann in einem noch ungedruckten Brief an Ffaak Ffelin, "muß sich billich über diese Bewegung wunderen. Die Waaren, wenn auch je da eine Landstraße wäre, kommen von Rheinfelden und Lauffenburg gräder und leichter über Bözen als Densburen in unser Land, und auf die Hauptstraße. Ich sehe nicht ein, wie eine Kommunikationsstraße zwischen zwenen Aemteren jemand nachtheilig sein könnte." Erst, als es dann galt, die einzelnen Stücke des neuen Staates Aargau in festere Verbindung mit einander zu bringen, ward auch die Staffelegg mit einer für jene Zeit vortrefslichen Straße versehen (1806—1808).

Bevor eine Darstellung der Erwerbsverhältnisse des Schenkenberger Amtes zu geben versucht wird, wollen wir den Leser über den Umfang und die Einwohnerzahl des Territoriums verständigen. Bern war gewohnt, seine dreiundfünfzig (bezw. 57) Logteien je nach deren Ertrag für den Fiskus in vier Abtheilungen zu rangiren.

Ueber die wirklichen Einnahmen hat Meiners folgende Angaben: Die Bogteien der ersten Klasse werfen alljährlich ab je 6000 — 8000 Thlr.

Norrmann, auf Zurlauben's Angaben fußend, fügt bei, die Einnahmen mehrerer Bogteien seien so bedeutend, "daß die Landvögte nicht nur während ihrer sechsjährigen Amtszeit einen großen Aufwand machen, sondern noch ein Kapital von 25= bis 30,000 Thalern ersparen könnten". Tillier modifizirt und spezifizirt folgendermaßen (wobei die Ansäte auf mittelmäßige und gute Jahre sich beziehen):

1. Die Hofmeisterei Königsfelden trägt ein 13,850-17,200 Bernpfund.

```
,, 11,400—15,210
    " Landvogtei Lenzburg
3.
                 Aarburg
                                        7,250— 8,825
                                        4,110— 6,126
4.
                 Rasteln
           ,,
                                "
                 Biberstein
                                        4,200 - 6,140
                                ,,
    " Stiftsschaffnerei Zofingen
                                        3,200 4,885
                                ,,
    Schenkenberg fehlt. Bier Pfund machen einen Thaler.
```

Biberstein und Kasteln — dieses begriff den Amtssitz, Auenstein, das Winzerdorf Oberslachs, Schinznach-Dorf und Villnachern in sich — gehörten also der letztern Klasse an, Schenkenberg (seit 1776) der dritten, Kasteln der vierten. Für diesenige, welche uns hier zunächst beschäftigt, ist
diese Thatsache sehr bezeichnend. Denn ihrer Ausdehnung, $4^{1/2}$ Stunden,
nach sollte sie (vor 1776 hatte sie in der ersten Klasse figurirt) eine ganz
andere Stellung einnehmen: kommt sie doch darin fast dem heutigen Bezirk Brugg gleich, soviel davon am linken Aaruser liegt. Schenkenbergisch
waren nämlich die Pfarrgemeinden Densbüren, Bötzen, Mönthal, Mandach,
Rein, Bötzberg, Umiken (ohne Villnachern), Veltheim (ohne Oberslachs)
und Thalheim. Etwyl, zwischen Mandach und Leuggern, seinerzeit "das
einzige papistische Ort Berner Gebietes", ist zu unbedeutend, als daß wir

in der Folge darauf Bezug nehmen wollten und könnten. Die folgende Tabelle gibt eine Uebersicht der Bevölkerung derselben, wie sie sich vor ungefähr hundert Jahren darstellte. Zur Vergleichung setzen wir noch die entsprechenden Ziffern bei, welche etwa fünfzig und dann wieder fünfzig Jahre später erhoben worden sind.

Rirchgemeinden.	1769	1827	1880
1. Densbüren	486	704	1040
2. Bötzen	822	1038	1197
3. Mönthal	268	417	413
4. Mandach	524	657	659
5. Rein	1501	1830	2220
6. Bötzberg	828	1157	1094
7. Umiken (ausg. Billnachern)	370	600	501
8. Beltheim (ausg. Oberflachs)	374	420	565
9. Thalheim	486	840	1022
Sum	ma 5659	7688	8711

Es liegt uns auch Material vor, wenigstens für einige Gemeinden, beziehungsweise Ortschaften der Bogtei den Nachweis zu leisten, daß sich die Bevölkerung von 1566 bis in Tscharners Zeiten trot der Best, welche während der Jahre 1667—1669 in Rein, Billigen und Stilli 662, auf dem Bötberg 320, in Umiken und Riniken 235 und im Mönthal 80, zusammen 1327 Personen hinraffte (Rothplet S. 164), verdoppelt, ja verdreisacht habe. Tscharner sindet die Ursache davon in der Milde der Regierung, der Säkularisation der Kirchengüter, der Berminderung der Abgaben, der Friedenszeit, dem Einflusse der nahen Industrie.

)	
1566	1766
49	121
66	105
19	84
8	52
10	56
11	34
24	49
4	6
20	15
16	26
5	18
230	566
	66 19 8 10 11 24 4 20 16 5

Für das Folgende, soweit es die Landwirthschaft betrifft, ist hauptsächliche Quelle die "physisch-ökonomische" Beschreibung des Amtes, welche der mehrfach erwähnte Landvogt Niklaus Emanuel Tscharner bei-

läufig zwei Jahre vor seinem Weggang von dem Residenzschloß Wildenstein in dem ersten Stud der "Abhandlungen und Beobachtungen durch die Dekonomische Gesellschaft zu Bern gesammelt" für 1771 hat erscheinen Der Auffatz umfaßt daselbst über 200 Seiten und läßt in jeder Beziehung alles Einschlägige, was damals oder früher, vielleicht auch später, über irgend einen Theil des alten Berneraargaus geschrieben worden ift, weit hinter fich. "Diese mahrhaft gediegene, ausgezeichnete Schrift", urtheilt Ticharners Biograph Dr. R. Feticherin im Berner-Taschenbuch auf das Jahr 1852, "verräth eine solche Kenntniß dieser Gegend in allen ihren Berhältniffen, daß es wirklich fast unbegreiflich ist, wie eine so eindringliche Forschung nach kaum vierthalb Jahren von Tscharners Umtsverwaltung möglich war; nur eine treffliche Vorbereitung durch gründliches Studium heimischer und auswärtiger Berhältniffe, ein scharf beobachtender Blick, vertrauter Umgang mit allen seinen Amtsangehörigen bis zum Beringsten herab, verbunden mit raftloser Thätigkeit, - nur dieses allein vereint und eng verbunden mit dem regften Sinne, für Volkswohl im edelften Sinne zu wirken, konnten eine folche durchgreifende Renntnig möglich machen."

Daß Tscharner sich um die Hebung der Wiesenkultur verdient gesmacht habe, ist oft erwähnt worden. Er berichtete bereits 1768 dreismal nach Bern über den Zustand seiner landwirthschaftlichen Verbessesrungen und die Landwirthschaft in seiner Vogtei überhaupt, 1769 über Versuche mit Mergel und Spps, 1770 wiederholt "über eine neue Art, Schwellinen zu machen" und "über Ausrottung der Käfer".

Ackerbau, Weinbau und Viehzucht — mit dieser hier zu Land alls bekannten Trias haben wir die hauptsächlichsten Erwerbszweige der Schenkenberger namhaft gemacht. Sogenanntes unangebautes Land ("Aegerten") fand sich damals wenig in den tieferen Theilen der Vogtei, um so häufiger dagegen auf dem Bötzberg, der mitten in derselben wie ein "hundsrucken" sich aufthürmt.

Tscharner zählt im ganzen Umfang seiner Bogtei 3965 Jucharten Aegertenland. Obenan erscheinen Bötzberg (inbegriffen Ursprung, Hafen und Stalden) mit 774, Billigen mit 563, zuletzt Umiken mit $11^3/4$ und Stilli mit $5^1/4$ Jucharten. Densbüren, Thalheim und Beltheim besaßen nach der Tabelle am meisten Ackerland erster Qualität.

Dergleichen verhungerte Grundstücke ließ man so lange ausruhen, bis der auf der Ackerkrume entstandene Graswuchs, sei es durch einfaches Umpflügen (Neubruch, ager novalis), oder aber durch Ausbrennen ("Motten"), dem Boden wieder die für Getreidebau nöthige Produktionskraft verschafft hatte, was hier etwa nach Ablauf von zehn bis zwanzig Jahren eintrat. Man konnte dieselben, weil der Bodenzins, der auf ihnen lag, ein geringer war, um einen "Butzenstiel", d. h. umsonst, oder, wenn es hoch kam, gegen eine Bezahlung von zwanzig bis dreißig Gulden per Jucharte sich erwerben. Es war nicht unerhört, daß unternehmende Landleute, so auf der Letzi (zwischen Essingen und Mönthal), dem Stalden und in Gallenkirch, auf den Aegertenäckern Wohnhäuser bauten und jene durch fleißige Kultur allmälig in Zelgland verwandelten. In der Osthälste des Amtes besorgte etwa der ungebändigte Aarstrom die Aufgabe, neues Kulturland zu schaffen: es ist dies das sogenannte "Schachenland", welches im Laufe der Zeit mit Gras und Weißholz sich bedeckte und später, wenn es verläßlicher geworden, auch zu Gunsten des Ackerbaus Verwerthung fand.

Die Aare hatte aber, beiläusig gesagt, auch eine andere Laune, nämslich die, Kulturland wegzureißen. Besonders in den Jahren 1658 und 1764 ist durch sie bedeutender Schaden angerichtet worden. Ueber ihre Verheerungen in der Landschaft, welche uns hier zunächst angeht, hat Maurer (Kleine Reisen im Schweizerland. Zürich 1794) sehr eingehend berichtet. Die Geschichte des Schinznacher Bades weiß von den Versheerungen des Flusses Manches zu erzählen.

Der Ackerbau stand bei den Schenkenbergern, wenn auch nur fruchts bare Jahre eine Ausfuhr an Getreide gestatteten, in hoher Ehre und Bollkommenheit. Die uralte Dreifelderwirthschaft war fast allgemein.

Man fann für das Folgende die sehr gelehrte Arbeit von Professor Johannes Meyer "Die drei Zelgen" vergleichen. Sie ist als Beilage zum Programm der Thurgauischen Kantonsschule für das Schuljahr 1879/80 gedruckt und bietet, weil durch kein nationalökonomisches Dogma beschränkt, auf Schritt und Tritt Gedanken, welche unter Hunderten auch den braven Tscharner und nicht weniger Pestalozzi manchmal stutzig gesmacht und wahrscheinlich hin und wieder eines Bessern belehrt hätten.

Nachdem das Sommerfeld von der Einheimsung des Getreides an bis zum solgenden Brach-Monat (Juni) für Jedermann aus der Dorssoder Hofgenossenschaft als Stoppelweide gedient und ausgeruht, ward es durch Ausbruch radikal vom Unkraut gesäubert und zu dem Behuse nicht weniger als viermal umgepflügt, zum ersten Mal mit schmalen Furchen tief ("brachen"), zum andern Mal weniger tief ("kehren"), sodann noch weniger tief in breiten Furchen ("strauchen") und endlich gleich tief wie das erste Mal und auch in schmalen Furchen (zur Saat "fahren"). Hierauf folgte in dem außerordentlich durchgearbeiteten ("kultivirten")

Boden die Wintersaat oder Frucht. Nachdem im Jahre darauf die Ernte vollzogen worden, pflügte der Bauer, wofern er sein Grundstück abermals mit Groffaat (Roggen, selten Waizen und Spelz) "anblümen" wollte, zuerft die Stoppeln unter eine breite Furchenlage; fpater bereitete er ben Acter durch eine zweite Pflügung, welche eine schönere "Art" bewirkte, für die Aufnahme beziehentlich des Roggenkornes vor. Sollte dagegen, in strenger Befolgung der Dreizelgenrotation, nach der Wintersaat die Schmalfaat, d. h. Sommergerfte, Hafer oder Hulfenfrucht eintreten, fo ließ man das Stoppelfeld bis zum Frühjahr liegen, um es alsdann stark umzupflügen und in die tiefen Furchen den Samen zu streuen. Es gab freilich in der ganzen Landvogtei kaum drei eiserne Eggen: die ge= ringe Kraft des bäuerlichen Beutels war denn Schuld daran, daß die hölzerne Egge angewendet und so zur Erreichung des Zweckes, den Samen unter die Scholle zu bringen, doppelte Mühe barangesetzt werden mußte, wenn man nicht etwa zum alten Mittel bes "Ginhackens" greifen wollte. Tscharner bedauerte es sehr, daß hier, wo die bei nasser Witterung noch weit schwerer als sonst zu bearbeitende Lehmerde den gewöhnlichen Acker= grund bildet, nicht überhaupt, wie in England, die Gisenegge in den allgemeinen Gebrauch gefommen sei: hielt ja schon damals der Schenkenberger Bauer seine Arbeit am Pfluge für halb verloren, wenn sie, zumal für die Bestellung der Aussaat, bei naffem Wetter gethan werden mußte. In der Brache wurden aber auch Flachs, Sanf (Diese zwar felten), Ackerbohnen, Rüben, Wicken, "Rohlfaat" (daher das französische colsat, colza, wenn nicht das Hollandische maßgebend ist), Mohn, Kürbisse, Kartoffeln u. s. w. gepflanzt. Dadurch entzog man freilich der Erde mancherlei Beftandtheile, welche für einen vollen Ertrag ber folgenden Kornsaat durchaus unentbehrlich waren; allein der Bauer verscherzte die geringe Spelzernte leicht, weil er diefen Schaden durch doppelten Gewinn schon zum Boraus gut gemacht hatte. Die genannte Rultur fand insgemein auch nur soweit statt, als die dem Getreidebau im engeren Sinn gehörenden Geschäfte sie erlaubten und der Bedarf an jenen Bodenfrüchten für die Haushaltung sie wünschenswerth machte. Spelz, Roggen (in der Ebene), Hafer (auf dem Bötzberg) und Ackerbohnen standen unter den Getreidearten der Landschaft obenan; doch waren auch die Rartoffeln bereits, mochte man es sich gern oder ungern gestehen, unentbehrlich geworden, und man begann sich zu fragen, wie man nur ohne dieselben ehedem genug Lebensmittel habe erzielen können? So wurden im Herbste des Jahres 1770 auf unserem Territorium über hunderttausend Berner

Biertel Erdäpfel eingesammelt. An die Anpflanzung von Mais dachte man nur hin und wieder, an die von Tabak gar nicht, obschon die öftliche Hälfte der Bogtei für solche Kultur nach dem Urtheile Tscharners günstige Borbedingungen besaß. Der Schenkenberger liebte den Tabak gleichwohl sehr: schon damals wurde weidlich geraucht, und für schlechten Schnupfstabak verausgabte das Amt jährlich die Heidensumme von über zweitausend Gulden, was dem Niklaus Emanuel als ein gewaltiger, "luxuriöser Mißbrauch" vorkam.

Bern hatte 1719 durch eine besondere Bekanntmachung zur ein= heimischen Tabak-Rultur aufgefordert, damit das für diesen nicht mehr fern zu haltenden Luxusartikel auszugebende Beld im Lande bleibe. Ein eigens zur Besorgung der Angelegenheit ermählter Ausschuß in Bern vermittelte Tabaffamen und Anleitung zum Anbau. Uebrigens mar be= reits dem Erlaß eine solche in allgemeinen Zügen gehaltene beigefügt (Tillier V, 419). Gehr viel anders hatte sich die Obrigkeit in den Jahren 1659—1693 über den Gegenstand ausgesprochen: damals mar das Tabafrauchen als feuergefährliche, dem Berftand und der Gefund= heit schädliche Sache etwa unter eine Strafe von 50 % gestellt worden; bas konfiszirte Rraut ward öffentlich verbrannt, die Pfeifen zerbrochen, die Einfuhr verpont, und welcher Bote oder Fußgänger (schmuggelweise) Tabak auf sich finden ließe, der mußte in die Trulle oder in das Schellenwerk wandern. Eine Ausnahmestellung hatte die Berner "Chambre du tabac" der Wiffenschaft für den offizinellen Gebrauch gewährt (Tillier IV, 453). Nun ging aber unter den Männern der Wiffenschaft die Rede, der Tabat habe die "Kraft", das Blut zu reinigen, "Schmerten zu ftellen, aller Fäulung zu widerstehen, in allen Schäden trefflich zu murken; das Tabaktrinken sei dem Phlegmatischen dienstlich und in allerhand Blieder-Schmerten und Lähmigkeit bequem"; ein Pfarrer Sogger machte durch Drud befannt, "wie ihne das Tabatrauchen in Sauptfluffen, Bahnschmerten, Untlitegeschwulften, Berftopfung des Leibs, Augen-entzündung, Mangel der Däuung und Effen-luft trefflich Das Buch, dem ich diese Angaben entnehme, ist 1706 in Basel gedruckt und "Einem Ganten Chrsamen, Wolweisen Raht Loblicher Stadt Basel" dedizirt: Basel befaßte sich bereits im XVII. Jahrhundert wie Benedig ernstlich mit dem Handel und der Fabrikation des Tabaks und exportirte selbigen "wohlverpackt" nach Frankreich, Italien und Graubunden. Und wer hatte es den Schenkenbergern und Biberfteinern verargen mögen, das Produkt ihrer lieben Nachbarn therapeutisch und prophylaktisch zu brauchen, zumal dieselben es zu billigen Preisen über den Jura sandten und auch die Frickthaler mitgenießen durften? Die Basler erklärten 1671, als man ihnen die Ginftellung der Tabatfabrifen nahe legte, fie trugen zwar felber großes Migfallen an bem häufigen Gebrauch, so der Böbel von diesem Rraut mache, und wünschten

dem Migbrauch Schranken zu feten, wie man denn auf ihrer Landschaft nicht rauchen durfe: allein es fei von den Miteidgenoffen weder flug, noch ihnen auch erlaubt, den freien Sandel mit einem fo neuen wichtigen Artifel zu ftoren (Müller I, 564 f.). Un der Wende des XVII. Jahr= hunderts follte in Narau eines der letten Erempel wider den Berkauf und Gebrauch des Tabaks statuirt werden. Drei Bürger waren des Handels mit dem verponten Artikel verdächtig. Zwei davon hatten, wie eine Untersuchung von Seiten des Rathes erwies, nur 2 A Tabak auf Lager; ber britte mar in ben Befit feines Borrathes an Backlein ba= burch gekommen, daß ein Schuldner ihm folche an Zahlungsstatt überlaffen Alle drei wurden der Berner Tabakskommission zu Gnaden empfohlen. Um eben diese Beit fand ber Lenzburger Stadtschreiber ben Umstand, daß ein Mitglied der Suite des frangofischen Gesandten auf offener Straße Tabak geraucht habe, wichtig genug, um davon im Raths= manual Bormerkung zu nehmen. Man rauchte damals aber bereits in ber Rinderlehre und im Gefängniffe (Müller, die Stadt Lenzburg. S. 100). In einem an Jaak Jelin gerichteten Briefe vom Jahre 1763 jagt der oben angeführte Beat Binzenz Ticharner charakteristisch vom Bürger Berns:

Fren, muffig, ben Tabat, dem Zeitungblatt und Wein, So wünscht der Bürger einft im Alter froh zu fein.

Als Haller "die verdorbenen Sitten" seiner Baterstadt geißelte (1731), konnte er den "Schnupfer ben der Wahl" noch ohne Weiteres neben den "Franzen-Affen" setzen.

Zwei Jahre nach dem oben erwähnten tabakfreundlichen Mandate der Berner verbrannten in Aarau über 30 Gebäude und gegen 100 Stück Bieh: die Beranlassung dazu hatten Schnitter aus dem Frickthal gegeben, welche in einer Scheune übernachteten und "Tabak geraucht haben wersden" (Delhakens Chronik der Stadt Aarau ad 1721). Bronner (Der Kanton Aargau I, 477) meldet sehr allgemein, fleißige Bürger des Aargaus, welche wahrnahmen, wie viel man in der Pfalz und um Basel her durch den Tabakbau gewann, hätten an sandigen Stellen des Aarufers mit gutem Erfolg das Kraut zu pflanzen angefangen. Aber Bern habe, nach den Begriffen der damaligen Zeit, den Fortgang der Pflanzungen verhindert. Alle Prediger hätten gegen den Gebrauch dieses, wie sie sagten, höllischen Gifttrankes gedonnert.

Zu den Dorfhonoratioren rechnete Pestalozzi 1782 neben den "Müssiggängern, Rathgebern, Aufsehern und Aufschreibern" auch die Tabakraucher. Doch huldigen diesem Bergnügen in Bonnal nicht nur notörische Lumpen, wie Jöggli Lenk: man raucht bereits allgemein an der Dorfgemeindeversammlung, und auch der extrasromme Jakob Friedrich Christoph Hartknopf kann die Pfeise nicht missen.

Auf das Schnupfen war der Baster Professor König um 1700 übel zu sprechen, "indeme an zwo fürnehmen Personen observirt, daß durch

allzu öfters Schnupfen eine große Engbrünstigkeit entstanden, indeme allzeit durch das Athemziehen etwas in die Lungen getrieben wird." 1749 machte der Schultheiß Wolleb in Basel aber sich bereits lustig über die einfältige Frage: ob schnupfen oder rauchen? 1767 wurden in Lenzburg die ersten Bersuche angestellt, Schnupstabakfabrikation einzussühren. Damals versah Basel die Berner mit Schnupstabak.

Dem Schenkenberger Bauern fehlte damals so gut wie noch heute, was überhaupt jegliche "List" (Kunst) übertrifft, der Mift. Nichts ift freilich thörichter, als die Meinung, erft in unseren Tagen habe man mit dem sogenannten "fünstlichen" Dünger Bersuche und Ernst gemacht. Gin Berner "Ackerbaukatechismus" beantwortet die Frage: "Was rechnet man zu dem Mifte?" folgendermaßen: "Alle Auswürfe von allen lebendigen Geschöpfen; deren Bestandtheile, ihr Blut, Haare, Saut, Rlauen, Borner Fleisch und Gebeine; wollene Flecke von Rleidern, alte Schuhe und Lederwerk, die Horn= und Klauenspäne der Dreher und Kammacher, den Ab= gang in Weiß= und Rothgerbereien; die Afche vom Ofen und Berd, von Ziegelhütten, Bodaschen und von Salpeter- und Seifensiedereien, die abgelagerte Afche der Wascherinnen, den Dfenruß, das Hallbözig in Salzsiedereien; die verfaulte Gerberlohe" 2c. (1768). Und welche Ansprüche auf Düngung machte nicht gerade die moderne Kartoffel, der Weinberge gang zu geschweigen, welche man von drei zu drei Jahren mit 12 Fuder Die Jucharte bedenken zu sollen glaubte! Die Aarauer Dekonomische Besellschaft ließ 1762 den Bernern mittheilen, "es sei außer streits und auf eine recht traurige Erfahrung gegründet, daß in den Bezirken, da ftarker Weinwuchs ist, fette Reben und magere Aecker angetroffen werden." (Schreiben vom 23. Oftober b. 3.) Der Gebrauch des Mergels war feineswegs unbekannt, aber auch nicht häufig; was durch Bermischung ber Erdarten, besonders durch Anwendung des Gppfes, für Bortheile erzielt werden könnten, begann man bei dem Schluß der Sechsziger Jahre allmälig einzusehen. Die Leute des Beltheimer Gerichtes schälten, mas doch auch anderwärts praftigirt murde, in naivster Beise die durch die Bafferung "verhöhete" Schwarte der Wiesen im Winter ab und düngten mit diesen gefrorenen Rasenstücken den lieben Acker oder das noch liebere Rebland. Sehr viel Bedeutung für die Agrifultur legte man der von den Bürchern in ihrem Werth erkannten Sauche ("Miftlache") bei. "Die sammler machen die Schenkenberger außer den ftällen, unter dem fregen Himmel, wo sich die lache von dem misthofe sowohl als aus dem stalle hinziehen, und mit regenwaffer vermischt gahren fann; dahin werfen sie allen abgang von menschen und vieh, rühren dieselbe von zeit zu zeit auf, und brauchen solche nach nothdurft; zu allen jahreszeiten wird sie, vorzüglich aber im winter über den schnee, ausgetragen und geführt, und auf allen stellen, wo dieselbe hinkommt, zeichnet sich der gedüngte boden in der erndte aus."

Tscharner theilt das Ackerfeld nach dessen Ertrag ("ertragenheit") in guten Jahren bei sonst günstigen Berhältnissen in drei Kategorien ein: was zwölffältig trägt, heißt bei ihm "sehr gut", was zehnfältig: "gut", was siebenfältig: "gering". Eine derartige Taxation genügt volkauf, uns zu erinnern, das wir es mit keiner Landschaft zu thun haben, welche zum bekannten Gleichniß des Evangeliums hätte können Beranlassung bieten. Der Preis der Jucharte Ackerland (ungefähr 40,000 Fuß) schwankte je nach der Lage und Qualität zwischen 20 und 600 Gulden, während, wie wir schon jetzt anführen wollen, für eine entsprechende Grundsläche Reben höchstens 800, Biesen sogar 1200 Gulden bezahlt wurden. Der Preis für "Wässermatten" in der Grafschaft Lenzburg betrug damals 5000 französsische Franken.

In dem freilich geringen Jahre 1770 stellte sich der Ertrag ("Raub") der 7795 Jucharten Ackerland des Amtes, wie Tscharner auf Grund verschiedener Dorfrödel anzugeben in der Lage ist, für die Hauptgetreidesarten so: 79,877½ Viertel Dinkel (Spelz, "Korn"), 23,760⅓ Viertel Hafer, 4053½ Viertel Roggen, 4755 Viertel Gerste und 5032½ Viertel Bohnen.

Es gab im Jahre 1770 unter allen breiundzwanzig "Gemeinden" der Bogtei Schenkenberg eine einzige, welche nicht Weinbau betrieb; Thalheim, Villigen und Remigen eröffneten in der Produktionsliste den Reigen, ungefähr wie hundert Jahre später; die eigentlichen Bergdörfer, Linn, Gallenkirch, Bötzberg, Hottwyl und Mandach, sodann Stilli schlossen ihn. Das "Weingeld", welches der Bauer aus dem Verkause dieses Herbstsegens zog, war für die Bestreitung der Schuldenzinse und der serneren, geringen Ausgaben — der gemeine Mann hatte ja sonst fast keine klingenden Einnahmen — unentrathbar, und gegenüber den Freuden des Weins verhielten sich sogar die hochwohnenden Bötzberger nicht unerbittlich: diese, ehedem von gedörrten "Viren" (Virnen), in neuerer Zeit von "Herd-Aepfeln (Tartüffeln)" sich nährend, ergaben sich, wie eine "Detonomische Beschreibung des Kirchspiels Bötzberg, im Unter-Aergöw, Berner-Gebiets" vom Fahre 1760 ansührt, wenn "der Wein im Ueberfluß, folglich wohlseil, von ihren Nachbarn zu haben, demselben dergestalt, daß

sie aus rauhen aber arbeitsamen Landleuten, zu wilden und vollkommen unbändigen Menschen werden."

Die Schenkenberger waren arm, freilich doch nicht ärmer als z. B. die österreichischen Nachbaren. Insgemein war der Bauer mehr als die Hälfte seines Landbesitzes schuldig. Es gab ganz Wenige, die über sechstausend Gulden freies Vermögen besaßen. Der Zinsfuß betrug nach der Gültbriefordnung von 1724 fünf vom Hundert (Fetscherin). Tscharner berechnete die Zahl der Armen, wozu er Kinder armer Eltern, Waisen, Elende von mittleren Jahren und Alte zählt, auf 764. Gar keine Armen hatten Laufschr, Ueberthal und Eggenwyl, am meisten Bößen, Mönthal und Oberbößberg. Von Bestalozzi's 37 Armenfindern auf dem Neuhof (1778) waren 2 von Windisch, 6 von Mandach, 1 von Elsingen, 1 von Brugg, 1 von Thalheim, 9 aus der Grafschaft Baden.

Tscharner seinerseits urtheilte über die Schenkenberger im Allgemeinen mit taciteischer Sicherheit und Knappheit: "Die mäßigkeit ist feine ber haupteigenschaften dieses volkes, und von demselben kann man doch lernen, wie wenig es braucht, sich zur noth zu erhalten. Im trinken ist es noch weniger mäßig, als im effen; der gebrauch und mißbrauch des weins ist sehr gemein; doch da solcher weder feurig noch schwer, so schadet er der gesundheit und der wirthschaft desto weniger." An einen Konsum von geistigen Getränken, wie er in unseren Tagen für Hoch- und Niedrigstehende Bedürfniß zu sein scheint, darf man dabei jedoch nicht denken. Wenn ein alter vermöglicher Bauer im Schenkenbergischen seine Güter an den jungen Nachwuchs abtreten und also von dem Leibgedinge ("Schleiß") leben wollte, so behielt er sich, um "wohl effen und ruhig leben zu können", als jährliche Einnahme etwa vor: 3 Mütt Kernen, 1 Mütt Roggen ober Bohnen, 40 % Butter, 2 Maß Schmalz, 2 Maß Del, einige Körbe Kartoffeln und Baumfrüchte, 6 Gulden in Geld, freie Wohnung und — 25 bis 30 Maß Wein.

An Geld macht das zusammen 40 Gulden. So berechnete man überhaupt den Lebensunterhalt erwachsener Personen während eines Jahres. Knechte und Mägde, die übrigens nur von den allerreichsten Bauern gehalten wurden und sich fast derselben Behandlung erfreuten, wie die Kinder des Hausen, empfingen neben einzelnen Kleidungsstücken 20 bezw. 10 Gulden Lidlohn ("Dienstpfennig"). Dieselben Lohnansätze (doch vergl. die Notizen von P. Fricker a. a. D. S. 20) galten auch im mittleren Theile des Kantons Bern. Tscharner referirt an J. Iselin 1765 über die "knechtweise" Bewirthschaftung eines Hofes, welche vier Personen erfordert. Diese sind "ein Knecht der die Aussicht über alles hat, lesen, schreiben, rechnen kann, den Werth aller Sachen kent und alle Land Arbeit wohl versteht, das Vieh wartet, den Zug führt

und die Wäßrung versteht; ein Unterknecht, der thut was der erste nicht thun kan, Wässerknecht oder Kahrknecht ist; eine Magd, die die Haus-haltung und den Garten versteht und die selben machet; eine Untermagd, die im Felde arbeitet im Sommer, und das kleine wie auch Federvieh versorget." Für Unterhalt und Ablöhnung dieser vier Personen setzt er an "nebst der Wohnung der Nutze einer Kuh, eines Schweins, 20 Mütt Getreide, ein Halben Juchart, Obst und Holz und Erdgewächse von einer halben Juchart, Obst und Holz und 60 Gulden Lohn, 20 jedem Knecht, 10 jeder Magd." Einem Meisterknecht, fügt er bei, bezahle man bis 30 Gulden per Jahr (Ungedruckter Brief an J. Fselin).

Der Landmann des Juras hat nach unseren Begriffen gern recht und besonders gern recht fett gegessen; seine Trinklust scheint bagegen keine germanisch übermäßige gewesen zu sein. Der mehrfach genannte Bfarrer Ernst von Rirchberg murbe freilich diesen Umstand schon haben erklaren tönnen. "In dem untersten Theil des Kantons," rapportirte er 1762 nach Bern, "an den Grenzen des Frickthals mächst eine Menge Wein, ein Wein, dem man kaum diesen Namen beplegen darf." Gerade dieser überschwemme das ganze Land und werde am weitesten hinausgeführt, so in's Emmenthal und anderswohin, wo man keinen Wein habe. "Wirthen und Weinhändler," fährt er fort, "sehen ihn ein wenig beffer als Waffer an; fie mischen ihn unter den guten La Côte und Reifwein, sein wohlfeiler Preis (1761 z. B. 50-60 Baten der Saum) macht einzig seine Berdienste. Die Dorfichaften werden auf diese Beise eines Gewächses los, das vernünftiger Weise in den engen Schranken ihres Bezirkes bleiben follte." Müller und B. Fricker (in seinem werthvollen, auf archivali= schen Studien ruhenden "Beitrag zur Geschichte des Ackerbaues, der Viehzucht, des Wein- und Obstbaues im Aargau". 1884) berichten dagegen übereinstimmend, seitdem Bern die Ginfuhr der Neuenburger und Waadtlander Weine beschränkt, habe die Rultur des Weinstocks im unteren Berner Aargau einen neuen Aufschwung genommen und das Gewächs desselben sei Handelsartifel geworden: es murde, wie der lettere Bewährsmann versichert, endlich einmal richtig gewürdigt und nach allen Richtungen, in die Nachbarschaft und in die Ferne verkauft, und überall wunderte man fich, wie es möglich gewesen, daß man demjelben so lange die ihm gebührende Achtung vorenthalten konnte. Die anderweitigen mir vorliegenden Quellen wissen freilich von einem solchen Umschwung gar nichts zu fagen: Landvögte, Geographen und Reisende haben vielleicht nach wie vor für sich nur das Beste gut genug gefunden.

Andrea (1763 und 1774) trank in Basel Baster Wein, in Luzern lauter Elfässer. Sein Berner Rezensent, Jakob Samuel Wytten= bach, fagt bagu: "Der Bafeler Wein, als gar zu schlecht, ift uns (ben Bernern) nicht angenehm; felbst der Markgräfler Bein, aus dem Durlachischen, würde nicht getrunken, wenn er nicht von den Aerzten, ob= wohl jett felten, angerathen murbe. Im Mergaum, da der Wein nicht in gutem Rufe ftehet, wird ber von Thalheim dem Markgräfler Wein gang gleich geachtet." Die Lugerner tranten nur Elfaffer, weil er ber mohlfeilste sei, oder weil die Bewohnheit es so wolle, denn der Neuen= burger fame nicht viel theurer. Fäsi (1765) nennt den Thalheimer gesund und gut. Schingnach habe einen vortrefflichen und ftarten Bein-Fäsi war freilich an den Burcher Wein gewöhnt, den seine Mitbürger theilmeise sogar bem frangösischen vorzogen. Go etwa drückte sich Ulrich (1777) aus. Ein Regensent bemerkte hingegen (1780): "Der Burcher Wein ift einer von den schlechtesten in der Schweiz. Es ist nicht nur Nationalstolz, sondern wirklich Uebermuth, ihn dem Französischen vorzuziehen. Er ift fauer, und fehr fauer." Norrmann weiß, daß der Bein in der Bogtei Schenkenberg "an einigen Orten, vorzüglich zu Thalheim, recht gut ist" (1795). Pfarrer Ernst nahm Die Weine von Seengen (Breftenberg), Lengburg, Raftelen und Mülligen (Birmensdorf; die Berner Hofmeisterei Ronigsfelden besaß daselbst die Rollatur, den Bodenzins und die niedere Gerichtsbarkeit; Birmensdorfer Wein ftand nicht unter dem Einfuhrverbot Berns vom Jahre 1650. Bergl. B. Frider, Geschichte von Baden S. 362) aus, das seien gute: alle andern im Margau "minder oder schlecht". Bon Bier hört man in dieser Zeit hier zu Lande wenig. Ginem Berner Mandat von 1785 zufolge gab es damals im Lande mehr Bierbrauer, als ben Weinbauern lieb und gut mar. Zum herrschaftlichen Hausrath in Arnheim gehören auch Bierfässer (Lienhard und Gertrud II, 34).

Um das Jahr 1770 gab es auf Tscharners Vogtei über 600 (Schinznach allein hat jetzt 272) Jucharten Rebland (Lauffohr, Küfenach und Rain zusammen rund 22 Jucharten, Kemigen 71, Stilli —, Villigen 101, Kynifen 8, Mönthal 14, Hottwyl 15, Mandach 23, Bötzberg 5, Hafen 4, Ursprung 3, Stalden 1, Linn 3, Bötzen 52, Effingen 51, Elfingen 45, Thalheim 59, Gallenfirch 1, Densbüren 37, Veltheim 16, Umifen 47). In mittleren Jahren wurde für 30—40,000 Gulden Wein ausgeführt. Zürich beschränfte während der Zeit, die uns zunächst beschäftigt, den Rebbau mehrsach, Basel duldete noch 1766 keine neuen Weinberge; Vern seinerseits blieb nicht zurück. Sogar in der Waadt wurde zu wiederholten Malen die Anpflanzung von ferneren Rebstücken scharf verboten und selbst die Ausreutung der wider das Verbot gespflanzten anbesohlen, allerdings ohne Ersolg. Die bäuerliche Unwissens

heit ist je und je auf solche Verordnungen sehr übel zu sprechen gewesen. Die Obrigfeit glaubte eben zu bemerken, die Rultur des Weinftockes behne sich auf Rosten des Ackerbaues und der Landessitte zu ftark aus, und wollte rechtzeitig vorbauen. Es war notorisch, daß der größere Theil des inländischen Weines mit dem auswärtigen, zumal dem französischen, trot alles gegentheiligen Geredes die Ronkurrenz weder an Qualität noch in Bezug auf den Preis aushalten könne, daß der Dünger dem Acker entzogen werde zu Gunften des Rebstockes, daß die ungemein vielgestaltige Bewirthschaftung des lettern * zur Bernachlässigung anderer, mehr dem Land entsprechender Rulturen führe, daß das Territorium, welches offenbar am schicklichsten für den Ackerbau taugte, der Rebe zugeftanden werde, daß endlich der unmäßige Berbrauch des Weins und des Treberbranntweins durch die Winzerbevölkerung felber die ländlichen Chorgerichte über Gebühr in Anspruch nehme. "Im untern Mergöw, wo Weinwachs ift," gab es ein Dörflein, von beffen Eigenart man Anfangs ber Achtziger Jahre Folgendes erzählte: Einzelne Einwohner daselbst versammeln sich nach geeigneter Weinlese am Abend bei einem von ihnen. Der holt einen Büber voll Wein aus dem Reller und fett ein Schöpfgeschirr ("Gate") hinein, worauf das Trinken beginnt. So geht es einen Abend um den andern, bis der Weinvorrath des ersten "erschöpft" ift. Hierauf fommt ein anderer aus dem Rreise ber Kontubernalen an die Reihe, was fortgesetzt wird, so lang noch ein Tropfen Wein im Dorfe sich findet. So verfürzten fich diese guten Leute die Zeit der langen Winterabende. Ticharner nannte das Kind ohne Hehl: von Natur nüchtern, ernsthaft und zur Fröhlichkeit überhaupt weniger aufgelegt, als andere Berner, suchen die Schenkenberger ihre Ergötzung im Saufen, woran sich Lärmen

^{*} Der schon einmal erwähnte Zürcher Bauern-Ratechismus zählte achtzehn "Werke" auf, die der Winzer im Laufe des Jahres zu besorgen habe: 1. Gruben. 2. Legen der Reb auf den Boden, ehe der Schnee kommt. 3. Bedecken mit Mist oder Stroh. 4. Schneiden. 5. Bogen (stecken oder anbinden). 6. Stoßen (der Stecken). 7. Anbinden (Heften). 8. Säubern (von Unkraut). 9. Misten (mit Erde oder Dung). 10) Karsten (Hacken). 11. Läublen (Erbrechen). 12. Berzwicken (Abnehmen). 13. Rupfen (des Unkrautes). 14. Aufbinden (der Schosse; zweites Heften). 15. Aufputen (im Juni; zweites Erbrechen). 16. Hacken (Rühren). 17. Erbrechen (der hohen Faselschosse) im August. 18. Wümlen. Man dünge die Reben erst, wenn die Aecker und Wiesen ihren Theil erhalten haben; man kann eher ohne Wein, als ohne Brod und Milch leben! Die Absicht, vom Weindau abzuschrecken, tritt unzweisdeutig hervor.

fnüpfe, Schelten und Fluchen in unversiegbarer Abwechslung. Dagegen betont der verständige Mann ebenso entschieden, die Kultur des Weines sei diesen Leuten nothwendig: er ist das einzige Produkt des Landes, aus dem das Volk Geld machen kann. Indessen dürfe "man demselben nicht vorwersen, daß es dem übrigen landbau durch den rebenbau grund entziehe. Die meisten reben sind so gelegen, daß der boden nicht nüzlicher könnte angepflanzt werden. An den mehreren orten könnte der pflug, wegen dem selssichten grund und steilen lage desselben nicht gehen, und der so mit mühe zum getreidbau nicht taugte, würde dem andauer in korn niemal abwersen was in wein; das beste rebenland würde doch niemal mehr als schlecht ackerland seyn."

Der Schenkenberger verlegte auf seine "Lieblingsgüter", die Weinberge, eine ausnehmende Sorgfalt. Im Spätherbst reinigte man dieselben, zog die Pfähle der Rebe (Stickel, Stecken, echalas) aus und legte sie auch etwa schon auf "Esel" zusammen; dann senkte (provigner) ber Winzer, im Marethal wenigstens, um die Rebstocke zu verjungen, Einleger ein (man nennt diese Thätigkeit auch hier "gruben") und be= schnitt die alten, um, ohne daß sie selber durch ihre Ergiebigkeit zu ftark geschädigt würden und verwilderten, einen freichen Ertrag zu erzielen. Bereits damals war ber Schnitt für die edleren Sorten ein anderer, als für die geringeren; dort zwei, höchstens drei Augen, hier längere Bapfen (courson, corne) mit Bogen. Im Februar wurden die Rebftücke mit Mift vom Hornvieh gedüngt oder auch "beherdet". Bon dem, was eine spätere Zeit "Kompost" (Mistdunger) geheißen hat, wußte man hier noch nicht viel; dagegen murde, sicher nicht ohne Anregung der Berner Dekonomischen Gesellschaft, Humus aus anderen Grundstücken herbeigeführt, wobei vornehmlich die damals eingehend beleuchtete Theorie von der Mischung der Erdarten Anwendung fand. Der März rief den Winzer der höheren Regionen jest erft an das "Gruben" und Schneiben; der April mar die Zeit des ersten, der Mai die des zweiten "Rebenhactets": das erfte Mal tam jedenfalls der Rarft, das dritte Mal, im Juli und zwar um oder gar nach Jakobstag, die Hacke (Haue) zur Un= wendung ("rühren").* Sechs Wochen nach dem ersten "Hacket" war es Zeit, die inzwischen "gestickleten" (echalasse) Reben zu "erbrechen" (ébourgeonner), um Johanni herum, sie zu "heften" (lier). Schon

^{*} Rhagor fagt (1669) freilich befinitiv: "Die Reben rühren, das ift, das ander mal vmbhaden."

vom Mai an ließen fleißige Weiber sich im Rebberge sehen; es galt ja, Bohnen und Kürbiskerne zu stecken, Kraut, Kohl, Mais, Hanf u. s. f. zu pflanzen! Die Frau ist für den Haushalt im Kleinen eingerichtet und meint, man könne ihr keinen größeren Lobspruch machen, als den: sie wisse Alles gut zu benutzen! Nun gab es zwischen den einzelnen Weinstöcken größere und kleinere freie Plätzchen, welche zur Gartenkultur* einluden; zu Hause fand sich Jauche, welche man Morgens und Abends, wohl auch neben Hacke und Heftstroh mitnehmen konnte, und dann gab es sette Schoten, Krautstöcke von stattlichem Umfang, Kohlhäupter so schön wie nirgends — das konnte die Frau wieder mitnehmen für die Ihrigen in Stube und Stall:

benn ein geschäftiges Weib thut feine Schritte vergebens.

Der Mann mochte von dem Schaden, welchen der Rebstock darüber nehme, eine lange und breite Auseinandersetzung geben — der Nutzen und das Herfommen und die Ausdauer schlugen die Vernunft ** stets aus dem Feld. Vierzehn Tage vor der Weinlese, welche gewöhnlich in die Mitte des Oktobers siel, wurde neuerdings zu Handen der näschigen Jugend das Gespenst des "Rebenthiers" mit kräftigen Farben abgeschildert, die Weinberge selbst jedem unbesugten erwachsenen Besucher abgesperrt ("geschlossen") und einer besonderen Hut unterstellt. Endlich die lange ersehnte Ernte des "kostbaren und mühsamen Rebenbaus".

Der einzelne Weinstock bringt in seiner Jugend, d. h. im siebenten und achten Altersjahr, den bedeutendsten Ertrag; später werden die Früchte kleiner, die einzelnen Beeren weniger saftreich. Dem Weinbauer ist freilich der Saft die Hauptsache: so wurde denn tüchtig verjüngt und gedüngt, nicht selten zum Schaden des Produktes.

Professor De Saufsure in Genf schrieb gegen die Düngung mit Stallmist: fie befördere die Trodniß, mache den Weinstod für den Frost

^{*} Die eigentlichen Gärten ber guten Schenkenbergerinnen sahen sehr bedenklich aus. Man pflanzte Mangold im Frühling und Spinat ("Binätsch") im Herbst: das war die ganze Gartenbaukunst. Sin Weib, das Lattig (lactuca sativa) und Salat zog, galt als ausgemachte Gärtnerin. Andere Gartengewächse, soweit man dieselben kannte, wurden in dem Brachland, dem Gerstens und Roggenfeld und den Reben untergebracht. Die frühere Zeit kannte keine Arbeitstheilung für Mann und Weib.

^{** &}quot;Alle Schriftsteller, welche über den Rebenbau geschrieben haben, verbieten insonderheit, einigen Kohl dahin zu pflanzen. Ich füge hinzu, daß man den Kürbis vollkommen daraus verbannen sollte." (Félice, Bersuch über die Berbesserung uns serer Weine, 1766.)

empfänglicher, bringe schädliche Insetten in das Rebstück, leiste dem frühzeitigen Faulen der Trauben Borschub, mache den Wein zähe. Und dazu kraftlos und wässerig, fügte der Aargauer Pfarrer Ernst hinzu. Schon im 17. Jahrhundert waren Surrogate vorgeschlagen worden. König nannte "Gassenschorreten", "Maur-Sand von alten Gebäuen", "Schaf= und Ziegenhörner, Rinderklauen, altes Leder, alte Lumpen, Flocken". Ernst machte ebenfalls Versuche mit künstlicher Düngung und brachte es zu einem positiven Rezept. Er kalkulirte dabei solgender= maßen: Alles, was vom Horne der Thiere herkömmt, hat einen wunder= starken Trieb, das Wachsthum der Pflanzen zu befördern. Also mischte und kochte er neun Bern-Mäß Hornspäne, zerschnittene Klauen 2c., schüttete die Mischung in eine Grube, darauf ein Fäßlein ungelöschten Kalk, achtzehn Mäß Asche, Regenwasser, Jauche u. s. f., ließ es gähren und verordnete von diesem Mixtum Compositum für eine Juchart Reb=land 30 Saum.

Ob die Winzerleute von Küttigen und im Schenkenbergischen dem Rathe des denkenden Pfarrherrn Folge geleistet, wird uns nicht überliefert. Pestalozzi's Düngungspläne sind bekannt.

Allgemein wurde geklagt, der Bauer halte auch bei der Weinproduktion mehr auf Quantität als auf Qualität. Trinkt er den Wein selber, so mag er es, vom gewerblichen Standpunkt angesehen, damit nach Anders gestaltet sich die Sache, wenn der Wein aus-Belieben halten. geführt wird. Schlechte Jahre reizen, wie gute, quantitativ abträgliche Rebstöcke zu ziehen. Den gewöhnlichen Ertrag einer Jucharte berechnete Ticharner auf sechs bis acht Saum, was freilich sehr geringfügig ist; "die geringen arten," fügt er bei, "find fruchtbarer und ergebiger, baber ihnen der eigennut den vorzug gibt." Bu den edleren Sorten gählte man die rothen (Klevner) und weißen Sarvaigner (cervagnin), die Rlepf= (fendants) und Plütlautern (am Bielerfee: weiße Berritsch), unter die geringeren die Elben (Albaner), Große und Rleinburger, Sittircher, Hüntsche, Morschen u. f. f. - "Namen," meint Tscharner, "die auf zehn Stunden von hier unbefannt sind." Thalheim und Schingnach hatten und produzirten das beste "Gewächs".

Der "Etat der Ertragenheit der Reben im Amt Schenkenberg" bietet diese Ansicht:

Veltheim	produzirt	e in	Mitte	ljahren			150	Saum.
Thalheim	11	7 11	"		• 11 **		350	,,
Densbüren	,,	"	"				120	
Bögen, El	fingen ur	id Ef	fingen	IV.	•,		1280	11
Brugg, Re	emigen, T	Billige	n und	Mönthal			1400	11
				(6	žiimii Š	a	3300	Saum.

Bum Schluß gebe ich noch einige Preisanfäte, wie diefelben mir gerade zur Hand sind. Im Jahre 1765 bezahlte man für die Maß Wein auf dem Kirchberg (Küttigen) 2—5 Baten (à 4 Kreuzer; 3 Kr. ungefähr 10 Cts.), in Trachselwald 2-7 Baten, in Nidau 6-12 Kreuzer, in Beven (La Vaux) 10—12 Kreuzer. Das Viertel Kartoffel galt am ersteren Orte damals 6-8 Baten. 1766: Kirchberg: die Mag Wein à 9—12 Kreuzer Orbe: à 12 Kreuzer. Für das Pfund Fleisch bezahlte man gleichzeitig 6 Kreuzer. Im Jahre 1767 galt der Kirchberger 6—12 Kreuzer, 1768 dagegen 10 Kreuzer bis 8 Baten; in Trachselwald konnte man die Maß (Waadtländer und Aargauer) für 4-7 Baten Derfelbe Emmenthaler Referent notirt für Rind-, Ralb= und Schaffleisch 9—10 Kreuzer das Pfund. 1770 kostete der Saum (100 Maß) Erlinsbacher 22 Gulden (à 60 Kreuzer); 1773: 27, der Küttiger 28, der Thalheimer 30 Gulden; 1772 der Erlinsbacher 11½, der Rüttiger 14, der Thalheimer 15, der Badener 17 Gulden. (Schluß folgt.)

Wie das Bad Bubendorf entstand.

Bon F. M. Stocker.

ie ersten urkundlichen Nachrichten über das Bad Bubendorf reichen in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurück. Lange vor diesem Zeits punkte aber wurde schon an die Heilfraft der dortigen in einer Wiese am Fuße des Furlenhügels aus dem Rogenstein entspringenden Brunnsquelle geglaubt und das Wasser zu Zwecken der Heilung von gichtsbrüchigen Menschen benützt.

Amtlich wurde der Quelle zum ersten Male im Jahre 1641 erswähnt in einem Brief vom Statthalter des Bürgermeisterthums der Stadt Basel an den Bogt Jakob Zörnlein in Waldenburg, datirt vom 20. April und enthalten in einem Faszikel Akten über Bubendorf im basellandschaftslichen Staatsarchiv. Der Statthalter schreibt an den Bogt, wie ein gemein Geschrei ausgebrochen sei, daß gleichwie in Gundiswyl im Bernbiet ein heilsamer Brunnquell entsprungen, dadurch viel brästhaften Leuten geholsen werden solle, also auch im Basler Gebiet unsern von Bubendorf dergleichen Brunnen sich erzeige und wie berichtet wird, viel Bolks dabei sich besinden solle. "Damit wir aber die Beschaffenheit desselben eigentlich haben